Lemberg, den 16. Oktober 1932

Folge 42.

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika $2^{1}/_{2}$ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen." Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Doktor der Medizin Philipp Möck †

Dr. Möck ist nicht mehr! Der Recke aus deutschem Schrot und Korn, der in dem besten Mannesalter stehende, gerade, aufrichtige Mann ist dahin. Seine frohe, schaffensfreudige Seele hat er ausgehaucht. Ein Mann, der in dieser kritischen Zeit noch den Mut aufbrachte, für sein Volk einzutreten und es zu lieben, hat uns verlassen. „Doktor Möck ist tot!" Diese ernste und für uns so erschütternde Kunde lief am Donnerstag um die siebente Morgenstunde mit Windeseile durch unsere Reihen. Jeder, der sie vernahm, blieb wie gelähmt. Er zog die Augen groß und hielt den Atem an. Nach allen Gassen, ja sogar in die Felder rannten, sich freiwillig in den Dienst stellende Boten, um die traurige Nachricht weiterzugeben. Der Mann, der noch knapp vor sieben von seinem Krankenbesuche heimkehrte, sollte tot sein?! Eine halbe Stunde zuvor hatte ihn erst seine Frau gesund und wohlauf verabschiedet, um zur Stadt zu fahren. Seinen Krankenbesuch hatte er heute früher abgetan, um in Abwesenheit der Frau seine Kinder (von zwei und fünf Jahren) überwachen zu können. Da plötzlich trat der Tod ihn an. Auf dem Kanapee sitzend, sein kleinstes Kind vor ihm auf dem Boden kauernd, verschied er. Der ältere Sohn redete auf ihn ein, als er aber keine Antwort bekam, lief er auf den Hof und suchte Hilfe. Pfarrer und Lehrer, die gleich zur Stelle waren, arbeiteten bei größter Kräfteanspannung, um ihn zum Leben zu bringen. Herr Lehrer Unterschütz und Maturant Armbruster eilten zur Stadt um ärztliche Hilfe. — Wer aber kann den Tod widerstehn? Dr. Boratyński, der herbeieilte, um dem Kollegen Hilfe zu leisten, konnte nur mehr feststellen, daß der Tod eingetreten sei. Zwei Freunde des Verstorbenen traten nun zu dem leutseligen Arzt mit den Worten: „Wir sind Freunde des Verstorbenen und wollen Ihnen die Fahrt bezahlen." „So," sagte er, „Ihr seid Freunde, ich aber bin Kollege, und das kostet nichts." Er schrieb den Todesschein, tröstete die Witwe und verabschiedete sich.

Dr. Philipp Möck

Er war am 1. April 1894 in Brigidau geboren. Schon nach einem Jahr verlor er seinen Vater. Kaum vier Jahre alt, wanderte er mit seiner Mutter nach Liboka in die Bukowina aus. Dort besuchte er auch dann die Volksschule. In Czernowitz absolvierte er das Untergymnasium. Das Obergymnasium durchlief er in Seret, wo er auch im Jahre 1914 das Zeugnis der Reife erlangte. In demselben Jahre trat er auch als Kriegsfreiwilliger in das 41. Inf.-Regt. in Czernowitz ein. Nach Absolvierung der E.-F.-Schule wurde er als Kadettaspirant ins Feld geschickt, wo er drei Jahre ununterbrochen an den verschiedensten Fronten in den ersten Reihen kämpfte. Auszeichnungen zierten seine Brust. Im Jahre 1917 wurde er als Oberleutnant von der Front abgelöst und durfte sein Studium fortsetzen. Er widmete sich dem Studium der Medizin und ließ sich an der Universität in Graz einschreiben. Nach Erlangung des Doktorgrades kehrte er im Jahre 1922 in seine Heimat zurück und trat als Arzt in das Spital Stryj ein. Ein Gesetz aber, welches ausländische Studien nicht anerkannte, entließ ihn aus dem Spitale. So kehrte er denn nach Brigidau zurück und lebte bei seiner Mutter auf der Wirtschaft. Er griff zur Sense und Gabel und verdiente im Schweiße seines Angesichtes sein Brot. Sein biederer Sinn, seine Freundlichkeit und sein Geschick als Arzt brachten ihm bald größte Beliebtheit und schufen ihm einen großen Kundenkreis. Er war ein Mensch mit Gefühl und sehr anspruchslos. Manchmal nahm er für seine Hilfeleistung ein kleines Entgeld, meistens aber nicht. In jeder Stunde war er für die Kranken zu haben, und immer trat er in derselben Ruhe und Freundlichkeit an die Krankenlager. Wieviel Not konnte er abwenden und Elend verhüten. Und wie strahlte sein Gesicht, wenn er einen Schwerkranken den Armen des Todes entreißen durfte. Seine Hand war von Glück begleitet. Wo er anfaßte, da war Rettung. Er war ein Segen für die Gemeinde Brigidau, wie auch für die Nachbargemeinden. Stets das Gute suchend, trat er in verwickelten Fragen besänftigend auf. Er vereitelte Prozesse und führte Streitende zur Einigung. Auch an unserer Privatschule hatte er großes Interesse und trat stets für ihren Fortbestand ein. Die Ortsbibliothek half er aufbauen und leiten. Den Kindergarten rief er hier ins Leben und war sein Führer. Er war es auch, der in Brigidau die Waldfeste einführte und leitete. Alljährlich führte er zur Kirchweih eine Versteigerung von Gegenständen zugunsten des Kinderheimes, von dem er stets mit Begeisterung und Hochachtung sprach, durch. — Nun hat er uns verlassen! —

Am Samstag, dem 24. September d. Js., um 2 Uhr nachmittags kündeten die Glocken ganz schauerlich seinen letzten Gang an. Eine ungeheure Menschenmenge war auch von nah und fern herbeigeeilt, um ihm das letzte Geleit zu geben. Unter dem Klange der Glocken schritt die Schuljugend, Blumensträuße tragend, zum Trauerhause. Dieser folgte der Jugendbund und anschließend Gemeinderäte. Beide Gruppen trugen die von ihnen gespendeten Kränze. Ergreifend war der Augenblick, als Dr. Targowski, ein älterer Freund und Kollege des Verstorbenen, mit Frau und Tochter erschien und einen Kranz am Sarge niederlegte.

Vor dem Hause verabschiedete Herr Senior Royer-Josefsberg den Toten. Auf dem Wege zur Kirche wurde der Sarg von Nachbarn und Freunden getragen. Die Schulkinder schritten zu beiden Seiten mit Blumensträußen. In der Kirche verabschiedete Herr Pfarrer Mitschke den Toten, dessen Sarg ganz in Kränzen und Blumen gehüllt war. Er tröstete die Witwe, die Waisen und die Mutter des Verstorbenen. Auch tröstete er die Gemeinde, die ihren Berater und Helfer verlor. Zum Abschied sang die Jugend das Lied: „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh". Am Grabe, das mit Blumen ausgelegt war, sprach Herr Senior Stonawski-Gelsendorf Worte des Abschieds. Ein Freund rief dem Verstorbenen letzte Grüße nach und warf einen Blumenstrauß in das Grab. Hierauf traten die Schulkinder an das Grab und warfen auch ihre Sträuße hinab. Der Gesangverein sang indessen das Lied: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen." Herr Senior Stonawski sprach dann noch den Segen, und unter dem Gesange der Gemeinde wurde das Grab zugeschüttet.

Ein Freund dem Freunde.

Unsere Privatschulen

Daß das Bestehen der deutschen Privatschulen eine Grundbedingung für die Erhaltung unseres Volkstums ist, wird wohl niemand bestreiten wollen. Auf Grund dieser Erkenntnis müßten unsere Gemeinden bestrebt sein, für ihre Schulen, die teilweise auf eine hundertjährige Vergangenheit zurückblicken, mit Feuereifer zu sorgen, damit diese Bildungs- und Erziehungsstätten tatsächlich geeignet sind, dem heranwachsenden Geschlecht die geistigen Güter unseres Volkes unverkümmert zu vermitteln, daß das junge Geschlecht in der anders fühlenden, denkenden und handelnden Umwelt heranreift zu vollwertigen Gliedern der Volksgemeinschaft, anderseits aber auch den rechten Weg findet, seine völkische Selbständigkeit innerhalb der andersgearteten Umwelt zu wahren, ohne gegen die staatlichen Einrichtungen und Anordnungen zu verstoßen.

Leider müssen wir bekennen, daß dieser Eifer vielen unserer Gemeinden fehlt. Sie möchten wohl eine eigene Schule haben, aber für ihre zeitgemäße Erhaltung, für die Ausstattung derselben mit den nötigen und entsprechenden Einrichtungsgegenständen und Lehrmitteln, für die Aufbringung des Lehrergehaltes — mögen sie kein besonderes Opfer bringen. Die Zeiten sind gegenwärtig allerdings schwer, aber auch früher, wo der Kampf ums Dasein nicht so hart war, war die Opferfreudigkeit unserer Volksgenossen für Schulzwecke im allgemeinen nicht groß. Das Einkommen des Lehrers auf dem Lande — unsere deutschen Privatschulen sind dem größten Teile nach Landschulen — besteht hauptsächlich in der Nutznießung des Schulfeldes, das aus der Zeit der Ansiedlung der Kolonie stammt, die Schulerhaltungsbeiträge der einzelnen Gemeindeglieder sind vielfach nicht nennenswert, und dennoch werden diese kleinen Beiträge von vielen mit Unlust und unregelmäßig geleistet, so daß die Lehrer oft monatelang auf ihren sauer erworbenen Lohn warten müssen. Und wenn man erwägt, daß die meisten Gemeinden in Parteien zerrissen sind, die sich um nichts und wieder nichts mit einer Beharrlichkeit bekämpfen, die besseren Zwecken dienen könnte, dann müßte uns um die Zukunft der Schulen und der Gemeinden bange werden.

Nun ist wieder ein neues Schulgesetz bei uns in Kraft getreten, das auch an die Privatschulen erhöhte Anforderungen stellt. Die Gemeinden müssen um die Fortführung ihrer Schulen bittlich werden und nachweisen, daß sie allen den neuestens nor-

mierten Bedingungen für die Errichtung von Privatschulen entsprechen. Das Gesetz sieht auch die Errichtung von Kleinkinderschulen (Kindergärten) in jeder Gemeinde vor, die für Kinder von 3 Jahren bis zum schulpflichtigen Alter bestimmt sind. Die Jugend, die nach erfüllter Schulpflicht (7 Jahre) keiner höheren Schule weiter eingeschrieben ist, hat überdies bis zum 18. Lebensjahr eine Fortbildungsschule oder Fortbildungskurse zu besuchen. Das sind zweifellos fortschrittliche Bestimmungen der Schulbehörde, die von unseren Gemeinden beachtet werden müssen.

Es gilt also, alle Kraft zusammenzunehmen, um den gesetzlich festgelegten Anforderungen zu entsprechen und das Kleinod unserer Privatschulen zu erhalten. In den Gemeinden, deren Schulstellen noch immer mit Aushilfslehrern besetzt sind — es sind nur noch wenige —, wird dies schwer möglich sein, aber es stehen uns ja gegenwärtig lehrbefähigte Kräfte in genügender Zahl zur Verfügung, sie können sofort die Stellen der nichtqualifizierten Lehrer übernehmen. Die Lehrerschaft ist sich ihrer völkischen Aufgabe bewußt und will sie mit treuer Hingabe erfüllen, sie darf aber erwarten, daß auch die Gemeinden ihren Pflichten nachkommen und nicht mit Murren und Seufzen, sondern mit Liebe und rechter Opferfreudigkeit um die Erhaltung ihrer Schulen bedacht sind. Jede Gemeinde ist eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft, in der die Menschen nicht aneinander vorübergehen dürfen, sondern einander dienen und helfen müssen gemeinsame Aufgaben zum Wohle des Ganzen zu lösen. Die bewußte und planmäßige Erziehung des völkischen Nachwuchses ist eine Lebensfrage unserer Gemeinden, darum hinweg mit aller Gleichgültigkeit, Eigenbrödelei und Zerrissenheit; halten wir, was wir haben müssen: die deutsche Privatschulen!

Im ganzen zählen die evangel. Deutschen in Kleinpolen über 100 1- bis 7-klassige Volksschulen einschließlich der Vorschulen (Kindergärten) und zweier Mittelschulen. Die kathol. Deutschen, die in ihrer Gesamtheit eigentlich erst vor wenigen Jahren zu bewußtem völkischen Leben erwacht und heute im Verband deutscher Katholiken organisiert sind, erhalten etwa 10 Volksschulen mit den Vorschulen zusammen.

Die evangel. und die kathol. Lehrer und Lehrerinnen, welche diese Anstalten betreuen, sind in 4 Zweigvereinen zusammengeschlossen und dem Landesverband deutscher Lehrer und Lehrerinnen in Polen angegliedert. Die Zweigvereine bilden selbständige Arbeitsgemeinschaften zwecks beruflicher Fortbildung und Förderung der Standesinteressen. Einmal im Jahre treten sie zu einer gemeinsamen Konferenz zusammen, die von einem hierzu gewählten Ausschuß geleitet wird. Der derzeitige Obmann dieses Ausschusses ist Herr Oberlehrer Mohr, der bereits mehrere Jahre hindurch die Interessen des Gesamtvereines mit viel Liebe und großem Geschick vertritt.

Volksblatt — Turnen und Sport

Von R. Bolek, Obmann des Sportklubs „Vis" in Lemberg.

Wie zu allen Fragen, die unser hiesiges Deutschtum in den letzten 25 Jahren bewegten, hat das „Deutsche Volksblatt" auch zu der Frage körperlicher Ertüchtigung unserer Jugend mit Erfolg Stellung genommen. Ein böser Zufall wollte, daß als erste Mitteilung auf diesem Gebiete in Folge 5 des Jahres 1907 ein Aufruf der Schulleitung Brigidau veröffentlicht wurde, in dem für einen verunglückten Reckturner (doppelter Armbruch) Spenden erbeten werden. Diesem wenig ermunternden Aufrufe folgt im Jahre 1908 ein ausführlicher Bericht über das 10. Deutsche Turnerfest in Graz und 1909 die Rede des Abgeordneten Neuhauser, der über die Vernachlässigung des Turnens in den Schulen und beim deutschen Volke überhaupt Klage führt und das Verständnis des slawischen Teiles der österreichischen Bevölkerung für zielbewußte Leibesübungen hervorhebt. Die Schriftleitung des Volksblattes läßt diesen Ausführungen nachstehenden Wunsch folgen: „Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß auch bei uns in Deutschgalizien dem Turnwesen bald eine besondere Pflege zuteil wird."

Die Folge 58 des gleichen Jahrganges enthält ein ernstes Mahnwort an die deutsche Jugend, mit dem Maße der geistigen und körperlichen Kräfte hauszuhalten. Nicht um als Geizhals Schätze zu sammeln, welche die alles zerstörende Zeit entwertet, sondern um volle Einsätze wagen zu können, wo es hohe Gewinne gilt.

Der Jahrgang 4 bringt in Folge 82 einen Aufsatz der Österreichischen Turnzeitung über die in jener Zeit oft aufgeworfene Streitfrage „Turnen oder Sport". Die sittlich erzieherische Wirkung des Sportes wird mit Hinweis auf die verrohende Auswirkung des Boxens in Frage gestellt und dem deutschen Turnen das Wort geredet. Ein im Auszug veröffentlichter Vortrag des Basler Professors Bunge enthält eine ungewöhnlich scharfe Abrechnung mit all denen, die dem Alkohole nicht abgeneigt sind. Der Vortragende gedenkt der Turnlehrer mit folgenden Worten: „Wie die Verrückten handeln die Turnlehrer, welche die Jugend erziehen wollen zu einem muskelstarken Geschlecht, selbst aber an den Trinksitten teilnehmen und dazu beitragen, daß die Zahl der muskelschwachen, wehrunfähigen Männer von Jahr zu Jahr wächst." Richter, Geistliche, Erzieher und Politiker werden in diesem Vortrage in gleich rücksichtsloser Weise hergenommen. Die Folge 85 des Jahres 1910 bringt einen kurzen Bericht über das deutsche Turnfest in Bielitz; der Jahrgang 1911 einen Aufsatz über das Wirken Friedrich Ludwig Jahn's und Berichte von dem ruthenischen Bezirksturnfest in Brzežany, sowie der Abgeordneten-Tagung der galizischen Sokolvereine.

Durch diese Aufklärungsarbeit des Volksblattes wurde das Verständnis für körperliche Ertüchtigung geweckt und der Boden für eigene Organisationen vorbereitet. Die Folge 119 enthält als Frucht dieser Arbeit nachstehende Anzeige: „Am 19. Juli 1911 wurde die deutsche Tischgesellschaft Rugier gegründet. Dieselbe soll dem deutschen Geselligkeitsvereine „Frohsinn" tatkräftig zur Seite stehen und gleichzeitig die Gründung eines deutschen Turnvereines in Lemberg in die Wege leiten." Kurz darauf wird mitgeteilt, daß die bereits zweimal abgewiesenen Satzungen des deutschen Turnvereines „Jahn" in Lemberg zum dritten Male eingereicht wurden (Folge 144), daß ferner die Gründung dieses Vereines nicht untersagt wird (F. 150) und die erste Mitgliederversammlung am 28. März 1912 stattfand. (F. 155). Das Volksblatt schweigt nun und läßt den Worten die Tat folgen. Erst wieder im Jahre 1914 wird die Errichtung einer zweiten Herrenriege für ältere Jahrgänge bekanntgegeben und von dem Mädchenbund „Walküre" die Gründung einer Damenriege angeregt.

Die Leitung dieses ersten deutschen Turnvereines in Galizien, der an drei Wochentagen für Jungmannschaft, Alte-Herren und Mädchen ein gut besuchtes Saalturnen unterhielt und in den Sommermonaten auf dem Hofe der Kohlensäurefabrik in Zniesienie dem Faustballspiele huldigte, war nachstehenden Herren anvertraut: Gustav Becker als Obmann, Karl Kühner (Kassierer), Hans Linnert (Schriftwart), und dem Schreiber dieser Zeilen als Turnwart.

Die Anregungen des Volksblattes und das Beispiel der Lemberger Deutschen führten zur Aufnahme eines geregelten Turnbetriebes in der deutschen Kolonie Weinbergen, die in eigenem Saale und auf eigenem Felde im Turnen und Faustballspiele mit dem Lemberger Vereine wetteiferte. Auch andere Gemeinden Galiziens wandten dem Turnen größere Aufmerksamkeit zu; so waren die Zöcklerischen Anstalten in Stanislau stets eine Pflegestätte systematischer Leibesübungen. Mit Ausbruch des Weltkrieges wurde diese aufblühende Vereinstätigkeit eingestellt. Sie gehört heute der Geschichte unseres Siedlungsgebietes an.

In den ersten Nachkriegsjahren finden die Leibesübungen für Erwachsene in der Volkshochschule Dornfeld wieder gebührende Berücksichtigung. Pfarrer Dr. Seefeldt führt in Folge 1 des Jahrganges 1922 unter den Aufgaben dieser Anstalt auch die harmonische Ausbildung des Körpers an und überträgt diese einer dänischen Turnlehrerin, die ein Jahr darauf die turnerische Ausbildung der Damenriege des am 28. Juni 1923 gegründeten Deutschen Sportklubs „Vis" in Lemberg übernimmt.

Der viel umstrittene Sport hatte inzwischen seinen Siegeszug durch die Welt angetreten und in Lemberg an Stelle des früheren Turnvereines einen Sportklub treten lassen. Schweren Herzens mußten die Anhänger des deutschen Turnens dem Drängen der jüngeren Generation nachgeben, zumal Gefahr bestand, diese durch Beitritt in volksfremde Sportvereine ganz zu verlieren. Daß dieser deutsche Sportklub auch dem Turnen gerecht wird, geht aus nachstehendem Programme seines ersten Stiftungsfestes vom 28. Juni 1924 hervor: 1. Freiübungen der Damenriege, 2. Herrenriege am Reck, 3. 100-Meterlauf, 4. Sturmspringen, 5. Fechten, 6. Übungen am Pferd und 7. Fußball, sowie Tenniswettspiele.

Die Nachkriegszeit fand nicht nur in der geänderten Vereinsform ihren Ausdruck. Während im Jahre 1914 durch Streikandrohung der jungen Turnerinnen die Altersgrenze für Mitglieder der Damenriege mit 30 Jahren festgesetzt werden mußte, stehen heute Frauen von 40 Jahren in den Reihen unserer deutschen Sportlerinnen und stellen mit ihren Leistungen so manchen Backfisch in den Schatten. Gerade umgekehrt verhält es sich mit den Herren. Der Turnverein „Jahn" hatte so manchen Graukopf in seinen Reihen, der Wert darauf legte, den Körper jung und gelenkig zu erhalten. Heute kommen sich 30-jährige Junggesellen für sportliche Betätigung zu alt vor und werden einst die unausbleiblichen Beschwerden eines vernachlässigten Körpers sich selbst zuschreiben müssen.

Auch das vornehme Faustballspiel mußte den scharfen Fußballwettkämpfen weichen. Dieser Wechsel sollte aber dem Lemberger Deutschtum zum Segen gereichen, da er zum Ankaufe eines eigenen Sportplatzes führte. Auf diesem 2 Hektar umfassenden Grundstücke befinden sich ein Klubhaus samt Kegelbahn, Rasenplätze für Fußball, Netzball und Leichtathletik, eine Laufbahn, sowie drei Tennisplätze. Diese Einrichtungen stehen den Klubmitgliedern, ferner der deutschen Volks- und Mittelschuljugend zur Verfügung. Für die übrigen Deutschen Lembergs sind Gartenanlagen und Kinder-Spielplätze vorhanden.

Über den Entwicklungsgang des Lemberger Deutschen Sportklubs, den Ankauf, die Ausgestaltung und Einweihung des Sportplatzes, hat das „Deutsche Volksblatt" mehrfach berichtet und zur Nachahmung angeregt, die nicht ausblieb. In Stanislau gründeten die Angestellten der deutschen Maschinenfabrik „Vis" eine Fußballvereinigung, die nach der Fabrik „Vismannschaft" genannt wurde. Das Land blieb nicht zurück und bald darauf schloß sich zur Pflege des Fußballsportes in der Kolonie Weinbergen gleichfalls eine Vismannschaft zusammen. Die Lemberger „Deutsche Elf" wurde im Rahmen des Bezirksfußballverbandes in kurzer Zeit ernster Anwärter für die A-Klasse. Disziplin und ritterliches Spiel erwarben ihr allgemeine Anerkennung. Die rohe Spielweise gegnerischer Mannschaften zwang die Klubleitung, das Fußballspiel zu Gunsten anderer Sportzweige vorübergehend in den Hintergrund treten zu lassen. Auch wird dem Turnen wieder mehr Aufmerksamkeit zugewandt. Der neu errichtete Turnsaal der evangelischen Gemeinde in Lemberg gibt Gewähr für einen regen Turnbetrieb.

Wieder wird das Volksblatt, dem wir als Turner und Sportfreunde zu seinem 25jährigen Bestande für die bisherige Unterstützung aufrichtig Dank sagen, die Winterturnzeiten bekanntgeben und jung wie alt zur Pflege der Leibesübungen auffordern. Möge sein Ruf willige Ohren finden.

Wochenrückblick

Alle Minister sind vom Urlaub nach Warschau zurückgekehrt. Verfassungsgemäß muß spätestens bis zum 31. Oktober der Sejm einberufen werden, was auch nicht früher geschehen dürfte. Mit dem gleichen Tage, mit dem sich das Parlament wieder versammelt, verliert das dem Staatspräsidenten bewilligte Ermächtigungsgesetz, mit dessen Hilfe die Regierung seit sechs Monaten ohne Hinzuziehung des Parlaments im Verordnungswege regiert, seine Gültigkeit. Die Regierungspresse macht kein Geheimnis daraus, daß es keineswegs die Absicht der Regierung ist, das Parlament wenigstens formell wieder in seine alten Rechte einzusetzen.

Inzwischen ist in Genf eine wichtige Entscheidung für Polen gefallen. Satzungsgemäß scheiden dieses Jahr Polen, Südslawien und Peru aus dem Völkerbundsrat aus. Die polnische Regierung hat ihre Kandidatur von neuem aufgestellt und ist auch wieder gewählt worden.

Der deutsche Reichsaußenminister v. Neurath hat Genf verlassen und an der Abrüstungskonferenz nicht teilgenommen. Deutschland besteht weiter auf seiner Forderung, als

gleichwertige Nation behandelt zu werden. Englands Vertreter, Lord Robert Cecil, hielt auf der Völkerbundsversammlung eine Rede, in der er unter anderem folgendes sagte: Er erinnerte daran, daß er letztes Jahr darauf verwiesen habe, daß, wenn die deutsch-französischen Streitfragen geregelt werden könnten, 75 Prozent der Unruhe in der Welt zur Ruhe kommen würden. Er möchte heute wiederholen, ohne daß er irgendeine Kritik aussprechen wolle, daß, wenn die Politik jedes der beiden Staaten völlig von den Grundsätzen des von ihnen angenommenen Völkerbundspaktes geleitet wäre, ihre Schwierigkeiten, ihre Streitereien, ihre Gegensätze automatisch beendet sein würden. Jedes der Länder, jede der Regierungen müsse daher prüfen, ob sie nicht ihre Politik in engere Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des Paktes bringen könnte. In diesem Zusammenhange zum Abrüstungsproblem übergehend, erklärte er, daß die Frage, auf die alles ankomme, folgendermaßen lautet: Sind die Nationen wirklich gewillt, abzurüsten? Es bestehe kein Zweifel, daß die Abrüstung möglich ist, und daß es keine unüberwindbaren technischen Schwierigkeiten gibt. Alles aber käme darauf an, ob die Regierungen und vor allem die Regierungen der großen Militärmächte, ernsthaft die Abrüstung wollen. Hierauf gebe es nur eine Antwort: Ja oder Nein! Eine Ausflucht sei völlig unmöglich.

England beabsichtigt eine Konferenz der vier Großmächte (England, Frankreich, Italien, Deutschland) einzuberufen, auf der die deutschen Forderungen nach Gleichberechtigung erörtert werden sollen.

Ich kann, ich will, ich muß!

Unter dieser Ueberschrift las ich vor mehreren Jahren einmal eine kurze Abhandlung in einem Fachorgan, die von einer Organisation veranlaßt worden war, um für den Spargedanken zu werben. Was ich dort gelesen habe, weiß ich nicht mehr genau, nur die Ueberschrift ist mir im Gedächtnis haften geblieben. In vielen schwierigen Lagen ist sie mir ins Gedächtnis zurückgekommen, und heute stehen mir die drei Worte auch wieder im Mittelpunkt des Gedankenkreises. Drei Worte sind es, die mich immer wieder zur Besinnung zwingen und die neuen Mut und neue Kraft bringen. Aber in meinem Sinn stehen sie nicht mehr in der ursprünglichen Reihenfolge, sondern sie marschieren heute in umgekehrter Reihe auf: Ich muß, ich will, ich kann! Wann und wie die neue Reihe gekommen ist, weiß ich nicht, sie ist eben da. In der neuen Folge sollen uns die drei Worte einige Winke geben, wie wir sie in der gegenwärtigen Zeit gerade brauchen.

Ich muß! Ich muß mich als Glied eines Ganzen fühlen, und was dieses Ganze betrifft, betrifft mich eben auch. Wir stehen augenblicklich in einer schweren Zeit, und wir wissen nicht, was uns die Zukunft bringt. Wohl haben wir immer gesagt, wir gehen einer schweren Zukunft entgegen, aber viele haben mit diesen Worten gewissermaßen nur gespielt. Nun lassen viele die Köpfe hängen. Mutlos schleichen sie umher, kaum zur Arbeit fähig, sind sie ein Bild trostlosen Jammers. Ihnen fehlt der Inhalt des kleinen Wortes: Ich muß! Auch in schweren Lagen muß ich den Kopf oben behalten, muß klaren Sinnes sein, um in jedem Augenblick zielklar handeln zu können. Darin zeigt sich eben der rechte Mensch, der in Gefahr klar denkt und den Kopf nicht verliert, der in schweren Lagen den anderen ein Vorbild ist. Kopfhänger und Miesmacher haben wir genug, und die es nicht sind, lassen sich leicht von anderen dazu machen. Es ist eine traurige, aber nur zu wahre Tatsache, daß ein Miesepeter leicht zwanzig andere macht, daß es andererseits bedeutend schwerer ist, daß zwanzig besonnene Männer einen einzigen anderen zur Besonnenheit gewinnen können. Deshalb stelle das energische: Ich muß! in den Vordergrund, weil wir nur leben und bestehen können, wenn die Gesamtheit sicher steht.

Vor allem im Vereinsleben soll das „Muß" an erster Stelle stehen. Ich muß mich einer Berufsorganisation, ebenso einer Genossenschaft anschließen. Wir zwingen das Leben allein nicht mehr, denn die Anforderungen sind so vielseitig, daß wir kaum standhalten können. Alle Industrien und alle Wirtschaftszweige haben sich zusammengeschlossen, auch der Landwirt muß sich zusammenschließen. Weite Kreise haben das ja schon erkannt, aber viele stehen noch abseits. Es kommt die Zeit, in der auch diese Außenseiter gezwungen werden, sich dem Bau der Organisation anzugliedern. Vorläufig aber hemmen diese Außenseiter die Entwicklung, sie kosten Geld und Aerger, später aber nehmen sie dann mit Befriedigung und Selbstverständlichkeit die Segnungen des Zusammenschlusses hin, sie ernten dort, wo sie nicht gesät haben. Das „Muß" im Vereinsleben fordert natürlich, daß ich auch meine Beiträge für die Organisation tätige. Dort ist die Quelle, von der ich mir Rat in allen Lebens- und Wirtschaftsfragen hole. Auch die Zugehörigkeit zur Genossenschaft ist für den Warenverkehr des Landwirts erforderlich. Sie will ja keine großen Gewinne erzielen, aber sie braucht schon einen gewissen Verdienst, um lebensfähig zu bleiben. Was sie jedoch mehr schafft, dient ihr selbst zum Vorteil, fördert also das Wohl jedes einzelnen Mitgliedes. Die Genossenschaft ist auch die Stelle, zu der ich meine überschüssigen Gelder bringen muß. Das Geld des Dorfes gehört der Wirtschaft des Dorfes, deshalb muß ich meine freien Gelder zur Kasse tragen, und ich darf die Gelder, die ich nicht unbedingt brauche, nicht abheben. Halten wir fest an diesem „Muß", es ist eine feste Stütze, die uns hält.

Ich will! Die zweite Forderung steht vom sittlichen Standpunkt aus auf höherer Stufe als die erste. Jene betonte eine gewisse gewaltsame Maßnahme, aus der teilweise ein gewisser Zwang herausklang. Wenn auch die Einsicht nicht da ist, so ist es einfach eiserne Pflicht, sich dem Ganzen durch den Gedanken „Ich muß" zu fügen. „Ich will" setzt immer eine gewisse Einsicht voraus, und aus dieser Einsicht folgt der klare eindeutige Entschluß: ich will. Halten wir daran fest: Ich will der Gesamtheit dienen, ich will meiner Organisation dienen, indem ich ihr meine Treue bewahre und sie in jeder Hinsicht fördere. Auch der Genossenschaft will ich meine Mitarbeit für ihr gutes Gedeihen nicht versagen. Denn klug und vorbedacht heißt es heute handeln. Ehe ein Kredit gegeben wird, müssen die Verhältnisse genau geprüft sein, ob ein Kredit unbedingt nötig ist und ob er auch sicher steht. Heute muß mit der Kredithergabe besonders zurückgehalten werden. Die Warenaußenstände dürfen nicht zu hoch anlaufen, so daß schließlich eines Tages das Mitglied kaum in der Lage ist, zu zahlen. Die Zinsen müssen regelmäßig eingezogen werden. Bei allen diesen Angelegenheiten heißt es arbeiten, ernst arbeiten, denn nur dann wird ein Erfolg beschieden sein. Viele Mitglieder sehen diese Arbeit nicht gern, und sie setzen einen gewissen Widerstand entgegen. Man erntet also manchmal Grobheit und Undank, doch das darf kein Grund zum Verzagen sein. Das Wort „Ich will" muß uns über alle Unannehmlichkeiten hinweghelfen „Ich will" ist ein Gelöbnis zur gemeinsamen Mitarbeit und Förderung, und in ihm liegt die feste Hoffnung für eine gesunde Entwicklung unserer Bestrebungen.

Ich kann! Diese letzte Forderung löst eigentlich für den guten Menschen die meiste Freude aus. Ich kann helfen, ich kann dienen! Leider hört man dieses Wort „Ich kann" sehr selten, und viele Menschen betrügen sich selbst, bringen sich um manchen Genuß, um manche Freude! Ich kann nicht! Dieses Wort hört man sehr oft, und jeder Lässige, Leichtfertige und Liederliche hat es zu jeder Stunde und in jeder Lebenslage auf den Lippen. Schaut man genauer zu, dann erkennt man sehr oft und sehr schnell den rechten Zusammenhang. Ich will nicht! müßte es heißen, denn an dem Willen liegt es meistens. Unser Streben muß dahin gehen, zu sagen: Ich kann! Sind auch die Kräfte schwach, sind die Einnahmen gering, sind die Sparbeträge klein, so liegt doch in den Worten „ich will" und „ich kann" die bejahende Grundstimmung zu gemeinsamer Arbeit. Alle Schranken werden hinweggeräumt, nur das Gemeinsame bleibt bestehen. Ich will mit ganzem Herzen und ganzer Kraft an unserem gemeinsamen Wohle mitarbeiten, und ich kann es. Mancher möchte wohl, aber er kann nicht, weil ihm die Kräfte dazu fehlen. Er muß still abseits stehen, untätig und unbefriedigt. Für uns andere aber, die wir arbeiten und schaffen können, soll künftig die Losung sein: Ich muß, ich will, ich kann!

Dieser Artikel ist im „Erfurter Raiffeisenboten" erschienen, trifft aber auch für unsere Verhältnisse zu und sollte mit Rücksicht auf seinen wertvollen Inhalt besondere Beachtung bei unseren Landwirten finden.

Die Lebensbewegung in Polen

In weiten Kreisen der polnischen Oeffentlichkeit wird mit Sorge der Rückgang des natürlichen Bevölkerungszuwachses in Polen beobachtet. 1930 betrug er 16,7 auf 1000 Einwohner, 1931 14,8, also innerhalb eines Jahres ein Rückgang von 1,9 auf das Tausend, wie er in keinem anderen europäischen Staate zu verzeichnen ist. Polen hat bisher mit Ausnahme Sowjetrußlands den größten Bevölkerungszuwachs gehabt. Ob es noch an dieser führenden Stelle steht, ist vorläufig nicht zu ersehen, da die Angaben aus den anderen Staaten noch nicht vorliegen. 1930 hatte Rumänien 15,6 Personen Zuwachs auf das Tausend, Holland 14, Deutschland folgte in weitem Abstand mit 6,4, Danzig mit 9,8, England mit 4,9 und Frankreich mit nur 2,4. Auch die Zahl der Eheschließungen hat in Polen abgenommen. 300 000 Eheschließungen im Jahre 1930 stehen nur 273 000 im Jahre 1931 gegenüber. Geburten waren in diesem Jahre 966 000, Todesfälle 495 000.

Nach der Volkszählung vom 9. Dezember vergangenen Jahres zählte Polen rund 32 133 000 Bewohner, wovon nur 22 208 000 die polnische Sprache als Muttersprache angegeben haben. Auf einen Quadratkilometer entfielen also 83 Einwohner. (In Deutschland sind durchschnittlich auf dasselbe Stückchen Erde 138 Menschen, also fast noch einmal so viel zusammengepferchst.) Trotzdem war im Jahre 1930 die Auswanderung aus Polen bedeutend größer als aus Deutschland. Polen haben nämlich 218 400 Personen verlassen, Deutschland nur 37 100. Allerdings ist die Auswanderung aus Polen im vergangenen Jahre bedeutend zurückgegangen. Nur 76 000 Personen haben Polen verlassen, wovon allein 32 300 nach Deutschland und 28 400 nach Frankreich gingen. Dieser Auswanderung steht eine Rückkehr von 87 700 Emigranten nach Polen gegenüber, allein 45 700 aus Deutschland und 26 200 aus Frankreich.

pz.

Aus Stadt und Land

Jubiläum eines verdienten deutschen Genossenschaftsführers in Polen

Am 1. Oktober 1932 waren es 25 Jahre, seit Herr Dr. Friedrich Swart dem Verbande deutscher Genossenschaften in Posen seine Arbeitskraft widmete. Wohlverdiente Ehrungen wurden aus diesem Anlasse dem Jubilare zuteil. Auch wir deutsche Genossenschafter Galiziens haben dieser überragenden Persönlichkeit Vieles zu danken und sprechen Herrn Dr. Friedrich Swart an dieser Stelle unsere aufrichtigsten Glückwünsche aus.

Lemberg. Katholischer Gottesdienst. Den deutschen Katholiken wird zur freundlichen Kenntnis gebracht, daß am 13. Oktober eine Morgenandacht um 8 Uhr früh und am 26. Oktober eine Abendandacht um 5 Uhr nachm. in der Seitenkapelle der Jesuitenkirche, Eingang von der Rutowskiegostraße, in deutscher Sprache stattfindet.

Lemberg. Kegelkönig. Der Sportplatz ist der Sammelplatz sowohl der deutschen sportlichen Jugend als auch der älteren Jahrgänge, die vollauf auf ihre Rechnung kommen. Es besteht eine Kegelbahn, die sowohl bei schönem Wetter wie auch bei Regenwetter benützt werden kann. Damit aber die Kegler auch im Winter ihrem Vergnügen nachgehen können, ist die Kegelbahn geschlossen, mit Oefen versehen und entsprechend hergerichtet worden. Im Sommer bestanden drei Kegelgruppen, die Dienstags, Mittwochs und Samstags regelmäßig spielten. Am 25. September d. J. wurde die Kegelmeisterschaft ausge-

tragen, die sehr spannend verlief und erst im letzten Wurf entschieden wurde. Kegelkönig mit 107 Punkten wurde Herr Siegfried Kühner, dem hiermit der Wanderpreis, gestiftet von dem Verbande landwirtsch. Genossenschaften zufiel. Wir beglückwünschen den Kegelkönig auch von dieser Stelle. — Es sind noch 3 Abende der Woche frei. Kegelspieler, die im Winter noch eine geschlossene Gruppe bilden wollen, mögen sich beim Platzverwalter melden.

Lemberg. Mennonitische Gemeinde. — Einweihung des Predigers Arnold Bachmann. Am 2. Oktober d. J. wurde im mennonitischen Bethause die Einweihung des neuen Predigers Arnold Bachmann vom Prediger Pauls aus Elbing vollzogen. Das ganze Bethaus war mit andächtigen Zuhörern überfüllt. Denn dieser Tag war ein ereignisreicher für die mennonitische Gemeinde Lemberg, die 14 Jahre ohne eigenen Prediger war und nur aushilfsweise vor allem vom Lemberger evangelischen Pfarramt betraut wurde. Nach so einer langen Zeit des Interregnums hat die mennonitische Gemeinde ihren eigenen Seelsorger erhalten. Zu diesem Zwecke hat die menn. Gemeinde ihren früheren Prediger, der 10 Jahre der Gemeinde vorstand, aus Elbing nach Lemberg berufen, damit er dieses feierliche Amt der Einweihung des neuen, große Hoffnung hegenden Predigers Arnold Bachmann ausführe. Erhebend waren die Worte, mit denen Prediger Pauls dem neuen Prediger Bachmann die Pflichten und Aufgaben die seiner harren, noch einmal ins Gedächtnis rief und ihn zum Aeltesten und Prediger der mennonitischen Gemeinde einweihte. Hierauf beglückwünschte im Namen der evangelischen Gemeinde Pfarrer Ettinger seinen Kollegen. Nun hielt Prediger Bachmann seine Rede, in der er ein Gelübde seiner Gemeinde gab, stets nur das Wohl aller ihm in Christo anvertrauten Mitmenschen im Auge zu haben und im Geiste Jesu Christi zu lehren und zu predigen. — Auch wir schließen uns den Glückwünschen, die dem neuen Prediger Arnold Bachmann als auch der mennonitischen Gemeinde dargebracht wurden, an und wünschen ein weiteres glückliches und ersprießliches Gedeihen und Erstarken im Namen Jesu Christi.

Brosznióv. Gemeindearbeit. Brosznióv ist ein Fabrikort (Holzindustrie) im Bezirke Dolina. Die wenigen evangelischen Familien mit zirka 90 Seelen, die dort wohnen und auch größtenteils Arbeiterfamilien sind, gehören zum Pfarramt Ugartsthal. Es ist dies eine kleine, aber wackere Gemeinde! Auf das Betreiben einiger Männer jener Gemeinde hin wurde im verflossenen Schuljahre 1931/32 vom Pfarramt Stanislau (Administration) den dortigen evangelischen Schulkindern — deren es zwölf gab — und die die dortige staatl. Volksschule besuchen, Religionsunterricht erteilt. Es zeigte sich aber bald, daß eine zweimal im Monat bloß mögliche Bereisung zwecks Erteilung des Religionsunterrichts lange nicht den gewünschten Erfolg bei den Kindern, an denen bereits viel vernachlässigt wurde, erzielen könne. So entstand in der dortigen Gemeinde der Gedanke, eine Gemeindeschwester aus dem Stanislauer Diakonissenhaus „Sarepta" über die beiden Ferienmonate einzuladen, die sich in dieser Zeit der Kinder ganz besonders annehmen sollte In diesen Ferien wurde dieser Plan Wirklichkeit. Sarepta entsandte Schwester Kamilla Enders nach Brosznióv. Dieselbe fand hier liebevolle Aufnahme. Die Gemeinde stellte der Schwester volle freie Station, d. i. Wohnung und Verpflegung, gab ihr ein ansehnliches Taschengeld und bezahlte die Reisekosten. Im ganzen brachte diese kleine Gemeinde 185 Złoty für die Arbeit an ihren Kindern in diesen beiden Monaten auf! Besonderes Verdienst um diese Sache haben Herr Kurator Schüttler und die Herren Meckling und Rind. Wo Liebe zur Sache ist, da fällt das Opfern nicht schwer!

Schwester E. hatte hier reiche Arbeit. 23 Kinder kamen täglich, vormittags und auch nachmittags, zusammen. Die Firma Glesinger stellte freundlicherweise für diesen Zweck eine Baracke zur Verfügung. Schwester E. erzählte ihren Kleinen Geschichten und Märchen; es wurden Gedichte und Lieder gelernt, gespielt und gereigt, Ausflüge gemacht und viel Kurzweil getrieben. An drei Vormittagen, Dienstag, Donnerstag und Samstag, gab es sogar so etwas wie Schule. Da wurde an Hand des vorzüglichen Religionsbuches: „Fröhlich im Herrn" von Margarete Nachtigal Deutschunterricht und Religionsunterricht zugleich getrieben. Dieses Buch ist nämlich eine Religionsfibel; es erschien in Posen und ist für deutsche evangelische Kinder in Polen bestimmt, die keine deutsche evangelische Schule besuchen können. Ein ausgezeichnetes Buch für solche Diasporaarbeit. In freien Stunden machte Schwester Enders auch Besuche bei den einzelnen Familien. — Am letzten Sonntag des August gab es ein Abschiedsfest. Herr Pf. Kohls aus Ugartsthal war dazu erschienen. Die „Alten" hatten nun Gelegenheit, zu schauen und zu hören, was ihre Kleinen in den beiden Ferienmonaten gelernt hatten; die Eltern empfanden mit tiefer Freude alle Erfolge der Schwester an ihren Kindern. — Man kann auch hier von einem reichen Segen der Arbeit einer Gemeindeschwester sprechen; hier in der Diaspora hat sie ganz besonders große Aufgaben!

Lipnik. In der Futterkiste erstickt. Am Sonntag, dem 2. Oktober, geschah hier das Schreckliche, daß zwei Kinder im Alter von 10 und 12 Jahren beim Spielen in einem Pferdestall in eine Futterkiste krochen und darin erstickten. Die beiden Kinder, die der Familie Geier gehören, fand der Knecht erst abends, als er den Pferden den Hafer einschütten wollte, als Leichen kniend mit gefalteten Händen. Zwei Kinder haben die tiefbetrübten Eltern schon früher durch Krankheit verloren und nun hat ihnen der Herr auch noch die beiden letzten genommen. Viel Trübsal haben sie überstehen müssen, ist ihnen doch erst vor kurzem das Haus abgebrannt. Die ganze Gemeinde fühlt mit den gebeugten Eltern. Eine Mahnung sei es aber für Eltern und Kinder, beim Spielen die Aufsicht und Vorsicht nicht fehlen zu lassen.

Nemm dir Zeit!

Neues Pfälzerlied von Heinrich Kipper.

```
Ackre, säe . . .   Warum net?
Doch mit niemand um die Wett!
Denk bei jeder Furch am Hag:
Morje is doch ach a Tag.
    Jedes gude Werk brauch Zeit
    Un recht viel Bedächtlichkeit.

Dengle, mähe, Garwe binne?
Kränk dich net, bleibscht du mol hinne
Un im Rückstand mit paar Sache!
Die muß halt a annrer mache.
    Jedes gude Werk brauch Zeit
    Un recht viel Bedächtlichkeit.

's Mensch zum Tanz net Sunntags führe?
Frad un Luscht tut dir gebühre,
Sauerkraut un Fleisch zum Esse
Un den Wei derfscht net vergesse!
    Jedes gude Werk brauch Zeit
    Un recht viel Bedächtlichkeit.
```

Heimat und Volkstum

Jubiläumsfonds. Obwohl seinerzeit im Volksblatt fortlaufend die Spenden der Gemeinden und Einzelpersonen für den Jubiläumsfonds der Jahrhundertfeier ausgewiesen worden sind und im März des Jahres 1931 in der Volksblattfolge 11 im Anschluß an die damals aufgeworfene Frage nach der Abhaltung des geplanten großen Festes bekanntgegeben wurde, daß der Fonds damals rund 5000 zł betrug, soll auf Anfragen jetzt noch einmal allgemein zur Kenntnis gegeben werden, daß dieser Fonds nach Verwendung von 1500 zł zur Drucklegung des Gedenkbuches jetzt 3 600,49 zł beträgt. Angelegt ist der Fonds beim Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften und soll dort so lange angelegt bleiben, bis er über allgemeine Entscheidung einem besonderen völkischen Zweck zugeführt wird. Der Ausschuß der Jahrhundertfeier.

Büchertisch

Stalling-Bücherei: „Schriften an die Nation". Soeben erschien als erster Band diese grundlegende Betrachtung des früheren deutschen Reichsbankpräsidenten Dr. Hjalmar Schacht über die Grundsätze deutscher Wirtschaftspolitik. Schacht bekennt sich mit dieser Schrift zu einem im besten Sinne des Wortes nationalen Aufbauprogramm. Er stellt dem asketischen Grundsatz des Duldens und Entbehrens die Forderung gegenüber, dem nationalen Lebenswillen Deutschlands freie Bahn zu geben. Fünf Jahre Krieg, die Inflation und marxistische Spiegelfechterei haben zusammen mit dem Aderlaß der Tribute in Wahrheit Deutschland um die inneren Reserven gebracht. Verschwunden sei der Grundsatz, daß jeder den Erfolg oder Mißerfolg seines Handelns selbst zu verantworten habe. Demgegenüber rückt Schacht die Bedeutung der verantwortungsbewußten Persönlichkeit wieder in den Vordergrund. Ihr müsse man wieder den ihr gebührenden Raum in Deutschland verschaffen. Es sei ein Irrweg, Kapitalismus und Sozialismus gegeneinander auszuspielen. Beide sind nach Schacht sich ergänzende Faktoren im wirtschaftlichen Leben. Auf den richtigen Ausgleich vom Standpunkt des Gemeinwohles kommt es an. In sorgfältig ausgestattetem Pappband Rm. 1.

Zeitschriften

Deutsche Kurz-Post. Wissen Sie schon, daß in Deutschland eine Kurzzeitung besteht? Es ist die „Deutsche Kurz-Post" aus dem Rudolf Lorentz-Verlag, Charlottenburg 9, die jeweils am Ende der Woche in kurzen, klaren Zügen die Vorgänge des gesamten Weltgeschehens unter Ausschaltung aller Sensationsnachrichten bringt. Wichtig ist dabei, daß die Zeitschrift tendenzlos ist, wodurch wiederum die Gewähr für eine wirklich objektive Berichterstattung gegeben wird. Der gesamte Stoff wird in 4 Gruppen gegliedert, und zwar in „Ausland und Auslands-Politik", „Inland- und Inlandspolitik", „Wirtschaft und Börse" und „Verschiedenes". Als besondere Leistungen seien noch erwähnt: ein mit ersten Fachleuten aller Gebiete besetzter Auskunftsdienst, regelmäßig erscheinende Bildbeilagen und Sonderberichte. Als letzter Sonderbericht erschien das Kurzbuch 7: „Reichstagswahlen". Interessenten läßt der Rudolf Lorentz-Verlag, Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 38, gern Probehefte der „Deutschen Kurzpost" kostenlos zugehen.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen v. 29. 9. bis 5. 10. 1932, priv. Kurs 8.90 bis 8.9025

2. Getreidepreise pro 100 kg am 5. 10. 1932.

	Loco Verladestation	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut	22.75—23.25	24.75—25.25
Weizen Sammelladung	20.50—21.00	22.50—23.00
Roggen — einheitl.	14.00—14.25	16.00—16.25
Roggen Sammelladung	13.00—13.25	15.0[illegible]—15.25
Mahlgerste	11.50—12.00	13.75—14.25
Hafer vom Gut	12.50—13.00	15.00—15.50
Hafer Sammelladung	11.50—12.00	14.00—14.50
Buchweizen	12.50—13.00	—
Kleie Weizen	—	8.50— 9.00
Kleie Roggen	—	6.75— 7.00

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter		Sahne	Milch	Eier
	Block	Kleinpackung	24%		Schock
Vom 29. 9. bis 3. 10. 1932	3.—	3.20	1.10	0.20	5.00
Vom 4. 10. bis 5. 10. 1932	3.20	3.40	1.10	0.22	5.40

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Christliche Vollkommenheit

Da hat Johannes ein Wort geschrieben, das sehr leicht mißverstanden werden kann: Wer Sünde tut, der ist vom Teufel . . . Wer aus Gott geboren ist, der tut nicht Sünde und kann nicht sündigen . . . (1. Joh. 3, 7—10). Haben da nicht diejenigen recht, die da sagen, daß ein wiedergeborener Mensch müsse sündlos sein? Haben nicht diejenigen dies Wort für sich, die von sich selbst sagen, daß sie seit ihrer Bekehrung keine Sünde mehr tun könnten und getan hätten? Man nennt diese Leute Perfektionisten. Ihre Lehre wurde vor allem von dem Amerikaner Pearsall Smith auch in Europa verbreitet und fand und findet noch immer Anhänger. Wie kann Johannes das sagen? Daß er nicht eine sündlose Vollkommenheit der Bekehrten hat lehren wollen, sollte man leicht einsehen. Einmal: hat er nicht im ersten Kapitel ausdrücklich gesagt: So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir sagen, wir haben nicht gesündigt, so machen wir Ihn zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns. Wie sollte er hier das Gegenteil behaupten! Und hat er nicht eben erst gesagt, daß wir erst dann Ihm, unserem sündlosen Herrn, gleich sein werden, wenn Er erscheinen wird. Wie sollte er sich in demselben Atemzug so widersprechen! Verstehen wir ihn recht, so spricht er hier eben nicht einen Erfahrungssatz aus, sondern einen Grundsatz. Gewiß, dem wiedergeborenen Christen ist es sittlich unmöglich, mit Bewußtsein wider Gott zu sündigen. Gewiß, wo Gott ganz ist, da kann für Sünde kein Raum sein. Das werden wir zugeben müssen; aber — so sollte es sein, so ist es nur nicht, solange wir noch im Fleisch sind! Diese Demut soll uns bleiben. Wir sagen das wahrlich nicht, um damit unser Sündersein zu entschuldigen, wir sagen es mit dem tiefen Schmerz der Wahrhaftigkeit gegen uns selbst: Jawohl, alle Sünde ist Teufelswerk, jawohl, dem Gotteskinde muß alle Sünde fremd und zuwider sein . . . und doch bleibt uns nur die Zöllnerbitte: Gott sei mir Sünder gnädig! D. Blau-Posen.

Wunder des Segelflugs

Hier geben wir einem der bekanntesten und erfolgreichsten Segelflieger Deutschlands das Wort, der mit seinem nun toten Freund Günther Groenhoff zusammen die ersten Segelflüge im Alpengebiet, nämlich vom Jungfraujoch ins Tal, unternommen hat.

Die ersten Versuche, im alpinen Gebiet Segelflüge auszuführen, liegen schon einige Zeit zurück. Neben Segelflugversuchen der Fliegergruppen Graz, Salzburg und München und dem Segelflug Udets von der Zugspitze sind vor allem die Forschungsexpeditionen der Rhön-Rossitten-Gesellschaft auf die Rax-Alpen und ins Jungfrau-Gebiet zu erwähnen. Bei der Rax-Expedition war Robert Kronfeld, auf der Jungfrau Günther Groenhoff der Führer des Segelflugzeuges Die Erfahrungen dieser Expeditionen zeigten, daß ein Abflug von alpinen Bergen im Ineren des Alpengebietes zu viele Schwierigkeiten bietet, um zu Erfolgen führen zu können. Professor Georgii erkannte als den richtigen Weg, vom Alpenvorland aus systematisch vorgehend, Versuche mit Hilfe des Motorschleppstartes auszuführen.

Die außerordentlich günstige Lage des Privatflugplatzes Prien am Chiemsee und das große Entgegenkommen von Herrn Rittmeister a. D. Karl Braun in Prien waren die Gründe, in Die Leitung lag in der Hand von Professor diesem Jahre von Prien aus Segelflüge im Vorland und an den ersten Alpenbergen zu versuchen. Georgii, das Motorflugzeug wurde geführt von Herrn Dipl.-Ing. Heinrich Knott. Mein Segelflugzeug „Rhönadler 32" ist eine Neukonstruktion des Flugzeugbaues Schleicher in Poppenhausen (Rhön), ein in Flugeigenschaften, Bauausführung und Preis bemerkenswertes Flugzeug. Bei 18 Meter Spannweite hat das Tragdeck 18 Quadratmeter Fläche, der runde Rumpf umschließt den vollkommen geschlossenen Führersitz. Nur durch Cellonscheiben ist die Außenwelt sichtbar. Die hervorragende Kurvenfähigkeit des Flugzeuges ließen es als das beste für unseren Zweck erscheinen. Der geringe Preis von 1600.— Rm. ist eine Leistung des Erbauers für sich.

In der Zeit vom 29. 8. bis 6. 9. 1932 wurden gegen 15 Starts von Prien aus unternommen. Gleich am ersten Tage konnte ich die hervorragende Eignung des Chiemgaues für thermische Wolkensegelflüge feststellen. In fast dreistündigem Segelflug konnte ich in Höhen von 500—1000 Meter über dem Chiemseegebiet das ganze Westufer des Sees abfliegen. Die über dem See durch Abkühlung absteigenden Luftmassen bewirken, daß über den Ufergebieten um so stärkere aufwärts gerichtete Luftströme entstehen. In ständigem Kurvenflug konnte ich in diesen Aufwind-Kaminen rasch Höhe gewinnen.

Landschaftlich waren diese Flüge mit See und Gebirge vor Augen die schönsten Flugerlebnisse, die ich bisher hatte.

Auch am folgenden Tage konnte ich wieder längere Zeit segeln und entschloß mich daher zu einem Ueberlandflug, der mich bis Kirchanchöring, 36 Kilometer weit, führte. Diese ersten Flüge bewiesen mir die günstigen Verhältnisse des Vorlandes. Mehrmals hatte ich mich schon zum Gebirge, zur Kampenwand oder Hochries schleppen lassen, doch anfangs ohne Erfolg. Am Freitag jedoch konnte ich dafür zwei Gebirgssegelflüge von längerer Dauer ausführen. Vormittags hatte ich mich über Aschau von dem Motorflugzeug getrennt, verlor anfangs rasch Höhe, fand dann aber mit Hilfe von 2 kreisenden Raubvögeln einen geheimnisvollen Aufwind ganz nahe an den Hängen der ersten Berge. nach längerem Segeln erkannte ich, daß ich wohl zum ersten Male als Segelflieger den sogenannten Lee-Wirbel hinter dem Gebirge ausnutzte. Denn bei dem Südwestwind in der Höhe hätte ich eigentlich am Nordrand des Gebirges Abwind finden müssen Durch Ausbildung des Leewirbels wird jedoch eine Rückströmung der Luftmassen dicht hinter dem Gebirge erzeugt, die an den Hängen emporgleitet und ein Segelflugzeug mit emportragen kann. Ich versuchte diese Erkenntnis auszunutzen und flog nach Osten am Gebirge entlang, segelte längere Zeit bei Marquartstein an den Hängen des Hochfelln, mußte dann aber bei Bergen gegen Mittag landen, da ein Nachlassen des Aufwindes eintrat. Rasch zurück mit dem Transportauto nach Prien, aufmontiert und wieder gestartet. Inzwischen hatte der schwache Wind auf Westen gedreht Es war schon ¾5 Uhr geworden, die Wolken am Gebirge lösten sich auf. Man soll als Segelflieger nicht vorher meinen, es sei nichts mehr zu machen. Bei diesem Start glaubt ich wirklich, es sei umsonst. Ich ließ mich zum Hochries schleppen, etwas höher als der Gipfel, und flog nach dem Auslösen den Berg an. Immer näher und näher, jede Tanne, jeden Stein kann ich einzeln erkennen Plötzlich zeigt mein Variometer trotz völliger Luftruhe Steigen, ich sehe auch die Wirkung, denn allmählich gewinne ich die verlorene Höhe wieder, am Riesen-Berg und Hochries hin- und hersegelnd. Die weiß-blaue Fahne der Seiten-Alpe bewegt sich nur schwach.

Ein wirklich unerklärlicher Aufwind trug mich in völliger Ruhe immer höher.

Als ich die Höhe der Schutzhütte auf der Hochries erreicht habe, sehe ich knapp 50 Meter lautlos daran vorbeisegelnd, einige Wanderer sitzen, das Gesicht abgewandt. Ein lautes Halloh läßt sie aufschrecken und dann lange zusehen. Nach knapp einer Stunde bin ich hoch über der Hochries, 1800 Meter. Jetzt zur Kampenwand. Ohne großen Höhenverlust komme ich hinüber und finde denselben Aufwind, hart an den Felsenwänden entlang segelnd. Bald habe ich die Höhe der 3 Kreuze auf dem Grad erreicht und segle mit einem wundervollen Fernblick auf die Hohentauern und alle fernen Berge lautlos hin und her. Es muß zwischen 6 und 7 Uhr abends sein, es dämmert schon. Aus der Almhütte tritt ein Mann, nichtsahnend. Wieder rufe ich, und sehe ihn suchend umsehen. Dann hat er mich entdeckt, und alle anderen kommen vor die Tür, den seltenen Vogel zu sehen. Wieder ist fast eine Stunde vergangen. Soll ich nach Prien hinunter oder lieber weiter am Gebirge entlang? Weiter nach Osten! Ueberall treffe ich noch an den Hängen dies geheimnisvolle Aufströmen, ich weiche ihm sogar aus, denn es wird immer dunkler.

Ich glaube, die Berge strömen abends die Wärme des Tages aus, daher der Aufwind.

Langsam kommt die Ebene näher, ein Städtchen wird überflogen, einzelne Lichter leuchten schon auf. Dann zur Landung. In 10 Meter Höhe werfe ich den Deckel meiner Führersitzverkleidung ab, und lande neben einer Lichtleitung bei Arnolding, nächst Teisendorf. Die Strecke beträgt gegen 50 Kilometer von der Hochries aus. Das war der interessanteste Tag.



Herbst im Hochgebirge.

Im Wald und auf der Heiden

Im Hochmoor

Wir halten Umschau von der „Kanzel", — so nennt man hier das niedrige Holzgerüst, zu dessen Platform eine Leiter hinaufführt — und betrachten die vor uns liegende eigenartige Wildnis. Die fast undurchdringliche Vegetation, ein Gewirr von Gras, Schilf, Rohr, Brennesseln, Klee, durchsetzt von Zwergbirken, Weiden und Erlen bildet eine wunderbare Szenerie. Der Boden ist sumpfig-moorig, Rascheln und Rauschen durchzieht den Rohrwald. Wir sind in der Werder, der einzigartigen Moorlandschaft der ostpreußischen Forsten, die sich wie ein Kranz um die Ost- und Südseite des Kurischen Haffs herumlegen, weltentrückt, ein Asyl eines aus Deutschland verjagten Königsgeschlechtes, der Elche.

Eben tritt der mächtige Recke in eine Lichtung und zeigt seine riesenhafte, aber unschöne Gestalt. Hohe Beine tragen den verhältnismäßig kurzen Leib, die Rückenlinie steigt von dem kurzen Schwanz schräg nach dem höckerartigen Widerrist an, eine dichte Mähne deckt den Nacken, der kurze dicke Hals endet in einem ungeschlachten langen Kopf mit überhängender Oberlippe.

Ein gezacktes, schaufelartiges Geweih krönt den König unter den Tieren des deutschen Waldes, gewaltig ist seine Erscheinung.

Mit hoch erhobenem Kopfe schaut er uns fest an, wie ein Steinbild der Urzeit. Die langen Lauscher gespitzt, betrachtet uns der Elch wohl eine Viertelstunde, um dann unbekümmert in langsamer Bewegung, noch öfter stehenbleibend, sich wieder in die Gebüsche zurückzuziehen.

Fern im Süden umschließt blauer Duft die Kuppen des großen Hochwaldes, dessen wettergeprüfte Kiefern die früheren Dünenberge krönen.

Stimmungsvolles Gewölk, vollkommene Einsamkeit umgibt uns; nur das Raunen und Rauschen des Rohrwaldes unterbricht die erhabene Stille.

Vom heiligen Ibis

Im Nilstrome erkannte das sinnige Volk der alten Pharaonen, die Aegypter, den Bringer und Erhalter allen Lebens. Es ist daher zu verstehen, daß der mit den schwellenden Fluten des heiligen Stromes erscheinende Ibis zu hoher Achtung und Ehre gelangte, und daß man diesem Vogel göttliche Verehrung angedeihen ließ, ihn in Urnen, in schichtweise aufgestapelten Mumien in den Kammern der Pyramiden der Vergänglichkeit enthob und für Jahrtausende aufbewahrte.

Weiß von Gefieder, mit bläulichschwarzen Schwingenspitzen und Schulterfedern ist das Auge des heiligen Ibis karminrot, der Schnabel schwarz, der Fuß schwarzbraun. Er gehört zur Familie der Reihervögel. Seine Haltung ist wundervoll, der Gang gemessen, stets nur schreitend, nie rennend, sein Flug leicht und schön.

Zur Zeit der alten Aegypter haben sich diese heiligen Vögel höchstwahrscheinlich im Zustande einer Halbgefangenschaft fortgepflanzt, heutzutage tun sie dies bei guter Pflege nicht allzu selten in unseren Tiergärten.

Zu den Nestern dieser überaus klugen Vögel zu gelangen, ist so gut wie unmöglich, da sie Wald für ihre Brutplätze wählen, dessen Boden durch die Ueberschwemmung grundlos geworden und unbetretbar ist. Andererseits ist das Wasser so seicht, daß ein Kahn ebenfalls nicht benutzt werden kann. Ihre Nistansiedlungen sind völlig unzugänglich, von hier aus unternimmt der Ibis längere und kürzere Ausflüge, um seine Nahrung zu suchen und mischt sich unter die weidenden Viehherden unbekümmert um deren Hirten wie überhaupt um die Eingeborenen, gegen die er nicht die geringste Furcht zeigt.

Im Oktober

Nun braunt es herbstlich auf den Auen
Den bunten Forst entlaubt der Nord
Und schwirrend steuert hoch im Blauen
Der Zug der Wandervögel fort

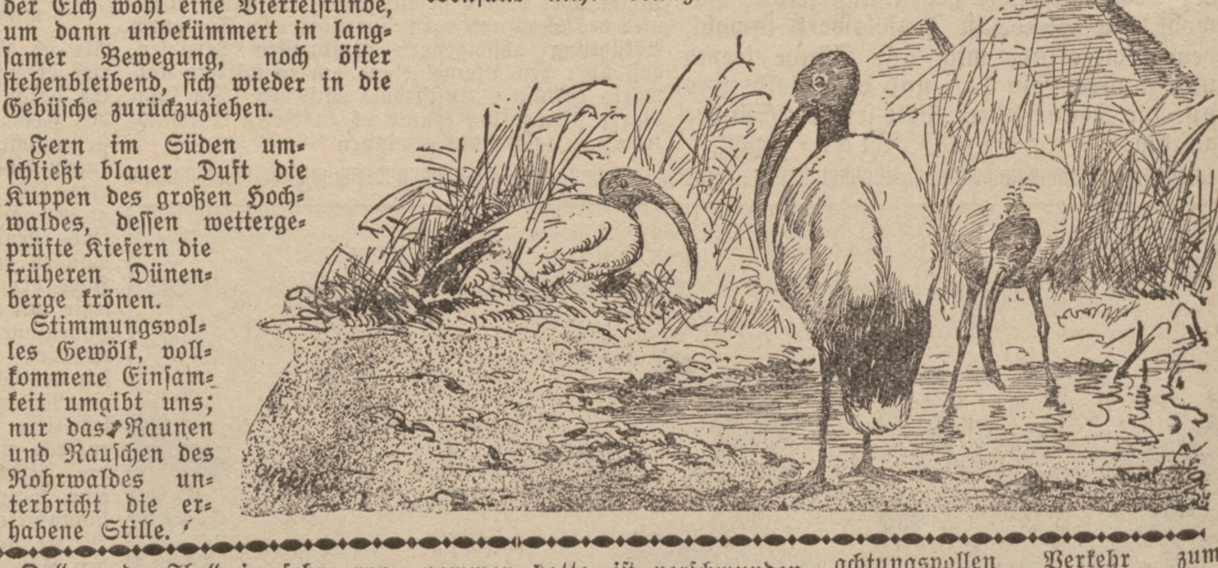
*

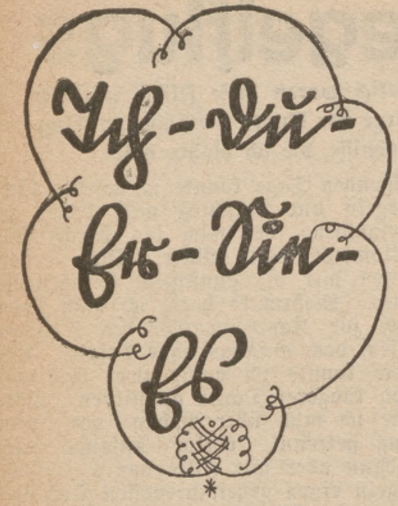
Geheime Schwermut rieselt bange
Mir durch's Gemüt im Windeswehn
Fahr wohl mein Wald am Berghange
Und werd' ich grün dich wiedersehen?

*

Euch sicher trägt der Schwan die Kunde
Wann's Zeit zu wandern in der Brust;
Doch wer verkündet dir die Stunde,
O, Herz, da du von hinnen mußt?

Emanuel Geibel.





Eine kleine Plauderei über die Form der Anrede

Wie wir dazu kamen, den Menschen und Nachbarn in der dritten Person pluralis anzureden, wird wohl unergründlich bleiben. Tatsache jedenfalls ist, daß die Völker des Altertums in ihrer schlichten Art und Geradheit diese Ungeheuerlichkeit niemals in ihrem Sprachschatz besessen haben.

In früheren Zeiten redete man sich, einerlei, ob Vornehme unter sich oder Bauer und Adelige, mit dem vertrauten „Du" an. Im 9. Jahrhundert tauchte dann endlich die Anrede „Ihr" auf und kam mehr und mehr in den allüblichen Gebrauch. Der Grund ist leicht zu finden: Zunehmender Dünkel veranlaßte die Adeligen und Vornehmen, sich in der Anrede von den Geringeren des Landes unterscheiden zu lassen; so kam es denn schließlich, daß Höhergestellte von Untergebenen, ja selbst Eltern von ihren Kindern mit „Ihr" angesprochen wurden. Selbst langjährige Freunde vermieden irgendeine vertraute Art der Anrede. Unnatürlichkeit war Trumpf!

Dem Untergebenen gegenüber jedoch behielt man das alte „Du" bei, und während die Etikette der Höflichkeit nach „oben" hin immer mehr zugespitzt und kompliziert wurde, erhielt das „Du" bald eine herabsetzende Bedeutung.

Hohe Würdenträger und Fürstlichkeiten wurden mit besonderen Anreden bedacht; sie erhielten Titel, wie Majestät, Durchlaucht, fürstliche Gnaden, Hochwohlgeboren u. a. m. Wie sehr auch die heutige Umgangssprache noch unter diesen alten Verschrobenheiten zu leiden hat, beweisen allgemein gebräuchliche Sätze, wie: Seine Exzellenz geruhten mich zu beauftragen, oder: Frau Müller hatten doch die Güte, zu gestatten, daß ich fortgehen könne...

Geht man der Sache auf den Grund, so entdeckt man, daß die französische höfische Umgangssprache des 18. Jahrhunderts für diese Sprechsünde verantwortlich ist. Auch unser heutiges „Sie" ist französischen Ursprungs und hat dort im „Vous" die gleiche Bedeutung. Die Holländer, dagegen kennen nur noch das Wort „Ihr", Franzosen und Engländer wieder gebrauchen die Anrede „Du" und „Ihr" in sehr verzwickten Abstufungen, während sie die dritte Person in der Anredeform nicht kennen. Der Schwede spricht seinen vertrauten Freund mit „Ni" an, das weder „Du" noch „Sie" bedeutet. Auch die Slawen reden sich mit „Ihr" an, eine Ausnahme bilden nur die Polen, die sich durchweg duzen.

Nun zurück zu unserem deutschen „Du". Die herabsetzende Bedeutung, die es im Mittelalter angenommen hatte, ist verschwunden. Kein Mensch wird heute, wenn er gut erzogen ist, dem Untergebenen ein „Du" anbieten, dagegen wird es überall dort angewandt wo man dem Nächsten das besondere Vertrauen, das man ihm schenkt, zeigen will.

Leider jedoch ist die „Du"-Anrede häufig genug nicht nur ein Zeichen der geistigen Verbundenheit, sondern verleitet den Redenden auch, dem bisher gewohnten achtungsvollen Verkehr zum Nächsten ein Ende zu bereiten. Es ist eine häufig beobachtete Tatsache, daß sich ein Verkehr von „Sie zu Sie" zwar meist förmlicher, aber in den häufigsten Fällen auch weit höflicher abwickelt. Mit dem „Du" hat man nun zwar den Schritt über den Abgrund der Förmlichkeit, der den Menschen vom Nachbarn trennt, getan, läßt sich jedoch — leider nur zu oft — dazu hinreißen, dem Freund Unhöflichkeiten zu sagen.



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(2. Fortsetzung.)

„Meine Nachforschungen bei dem Zugpersonal des betreffenden Schnellzuges ergaben, daß tatsächlich ein Herr, wie ihn der Portier und der Page beschrieben hatten, den Zug benutzt hatte. Auf dem Amsterdamer Bahnhofe waren die Nachforschungen schwerer. Ein Gepäckträger entsann sich zwar auf den großen, schlanken Herrn mit dunkelbraunem Gesicht, das auf längeren Aufenthalt in den Tropen schließen ließ. Aber dann war alles aus. Wie vom Erdboden schien der Mann verschwunden zu sein. Die Amsterdamer Polizei hat mich in liebenswürdigster Weise unterstützt. In allen Hotels sind Nachforschungen veranstaltet worden In Amsterdam leben vier van Holkens, von denen aber keiner der Gesuchte war, und keiner einen Verwandten hat, der auf die Beschreibung paßt, die ich ihnen gab. Alle Nachforschungen verliefen im Sande. Wir wissen also nur, daß der Mann, der mutmaßlich der Mörder Ihres Vaters ist, groß, schlank und Mitte der Vierzig ist, scheinbar lange in den Tropen gelebt hat, sehr schnell, aber gut Deutsch spricht, dem kein ausländischer Akzent anzumerken ist. Besondere Kennzeichen existieren nicht. Der Mann tritt sehr sicher auf, der Portier sprach sogar die Ueberzeugung aus, daß es sich um einen früheren Offizier handeln könne. Das ist sehr wenig, was wir wissen. Er nennt sich also van Holken. Der Name ist natürlich ein falscher."

„Sie haben bewundernswert gearbeitet, Herr Doktor!"

„Das war ganz einfach! Ich hatte Glück! Aber was soll nun werden? Mich reizt der Fall, ich denke, daß sehr viel dahintersteckt, mehr als wir ahnen. Sie haben doch in der Zwischenzeit sicher alle Papiere Ihres verstorbenen Vaters noch einmal durchgesehen; haben Sie keinen Anhaltspunkt gefunden?"

„Nein, nicht den allerkleinsten! Ich gestehe, ich habe darnach gesucht. Ich dachte, vielleicht hat der Schreibtisch noch ein Geheimfach . . . aber auch das ist nicht vorhanden."

„Nein, bestimmt nicht, aber ich habe nachgeforscht."

„Waren Sie schon einmal in der Wirtschaft „Schwarzer Ritter"? Dort hat mein Vater immer verkehrt."

„Dort war ich auch! Aber es war nichts feststellbar, aus dem sich für mich hätte etwas herleiten lassen. Ich stehe wie vor einer Wand. Schade! Wer weiß, ob die Lösung dieses Falles je gefunden wird. Ein Gefühl habe ich . . . der Mord geschah doch um Reichtum und Besitz, und die Aeußerung Ihres Vaters . . . daß er noch einmal sehr reich werden würde, die hat was auf sich. Bedauerlich, daß man ihr nicht nachgehen kann."

Plötzlich klingelte es.

„Einen Augenblick!" Toni ging öffnen.

Ein großer, breitschulteriger Mann stand draußen.

„Guten Tag. Habe ich die Ehre mit Fräulein Hardenberg?"

„Bin ich? Was wünschen Sie!"

„Sehr angenehm! Ich hätte Sie gern einmal gesprochen. Ich möchte Ihnen ein Angebot machen."

„Bitte treten Sie doch ein Ich habe Besuch, aber deswegen können Sie mir das Angebot auch machen."

Der Mann stutzte, dann folgte er dem Mädchen.

Er trat in das Zimmer und sah Dr. Weidel. Weidel erkannte ihn auf den ersten Blick. Es war der berüchtigte „Master Lott".

„Morjen, Lott! Was treibt Sie denn hierher?"

Lott stand ganz verdattert in der Tür.

Dann ging ein derbes Lachen über sein Gesicht. „Tag, Doktor!"

„Tag!"

„Pech, daß ich Sie hier treffe! Ich komme andermal wieder!"

Er wollte sich zurückziehen, aber der Oberinspektor stand schon bei ihm.

„So rasch geht das nicht, Lott! Da Sie einmal hier sind, müssen Sie sich schon entschließen, Farbe zu bekennen!"

„Ach, es ist weiter nichts, Doktor! Ich habe einen Auftrag und den will ich ausrichten."

„Richten Sie aus!" sagte Dr. Weidel und wies auf einen Sessel.

Lott setzte sich. „Also . . . ich habe een Auftrag und zwar an das Fräulein, ob Sie nicht gewillt wäre, eine Stellung als Dompteuse anzunehmen!"

Toni sah erstaunt auf Dr. Weidel.

„So! Das ist sehr interessant, nicht wahr, Fräulein Hardenberg? Auch nicht unverständlich. Ihr Renkontre mit dem Löwen im Zirkus Hollerbek läßt Schlüsse auf Ihre Eignung zu. Aber nun zur Hauptsache: Von wem kommt das Angebot?"

„Weiß ich nicht! Der Mann hat mich für heute nachmittag drei Uhr an die Normaluhr vor Tietz in die Königstraße bestellt."

„Gut! Sie werden auch dort sein, und ich werde in der Nähe warten, denn ich möchte mir den Mann doch einmal genauer ansehen."

„Denken Sie, daß die Sache nicht sauber ist, Doktor?"

„Haben Sie gedacht, daß sie sauber ist? Dann hätte sich der Mann wohl nicht an Sie gewandt. Lott, man hat Ihnen immer nachgesagt, daß Sie gegen das weibliche Geschlecht Kavalier sind, daß Sie noch keine geschädigt haben; wollen Sie bei Fräulein Hardenberg, die eben einen schweren Verlust hinter sich hat, zum ersten Male von ihren Vorsätzen abweichen?"

„Nein, das will ich ja nicht! Ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich ganz unbeteiligt bin. Das kam so . . . der „Froschquacker" hat den Auftrag gekriegt, und da er nicht feste auf die Beene ist, hat er mich gebeten, zu gehen. Weiter nischt, det große Ehrenwort, Doktor!"

„Gut, Lott, ich will Ihnen glauben. Dann wird vermutlich auch der „Froschquacker" den Fremden erwarten?"

„Jawoll!"

„Also Sie werden jetzt gehen und dem Froschquacker sagen, daß Fräulein Hardenberg für den Vorschlag Neigung hat. Dann Schluß für Sie! Der Froschquacker wird an der Normaluhr sein. Das Weitere ist dann meine Sache. Und Sie werden den Mund halten!"

„Wenn's meinem Kollegen nicht an den Kragen geht! Ich weiß genau, daß er nur den Auftrag hat, sich zu erkundigen und nischt weiter."

„Dann ist es ja gut! Erkundigen kann sich jeder. Wir haben keine Veranlassung, das als ein strafbares Vergehen zu bezeichnen. Es wird Ihnen nicht das mindeste passieren. Das verspreche ich Ihnen."

Lott ging.

„Wer ist dieser Mann gewesen?" fragte Toni, als sie die Tür hinter ihm geschlossen hatte.

„Das ist eine Seele von einem Menschen, gutmütig, hilfsbereit, gibt das Letzte für einen Kameraden hin, ißt lieber selber nichts, läuft sich für andere die Hacken schier ab und tut keiner Fliege was zuleide. Ihm wird nachgesagt, daß er in Ohnmacht fällt, wenn er einen Tropfen Blut sieht. Das ist die eine Seite. Die andere sieht aber trüber aus. „Leutnant Lott", so nennt man diesen Mann, warum, weiß ich nicht, hat nicht weniger wie zwölf Jahre wegen Banknotenfälschungen im Zuchthaus gesessen. Er ist Vater von sechs schweren Einbrüchen, die aber andere ausgeführt haben. Früher war er ein ganz berüchtigter Taschendieb und ist dreimal wegen Urkundenfälschung bestraft. Er leidet an gewissen sittlichen Hemmungen. Das ist Master Lott."

„Ja, was hat aber das Angebot zu bedeuten?"

„Das müssen wir abwarten!"

* * *

Dr. Weidel konnte leider nichts feststellen.

Als er auf dem Polizeipräsidium angekommen war, rief ihn „Master Lott" an und teilte ihm mit, daß er die Entscheidung Tonis dem „Froschquacker" ausgerichtet habe. Der Fremde sei eine Viertelstunde in der „Schiefen Ecke" gewesen und habe dem „Froschquacker" bedeutet, daß die Sache sich für ihn erledigt habe.

Dr. Weidel befahl „Master Lott" zu sich und nahm ihm scharf ins Gebet, aber Lott beteuerte, daß alles sich genau so zugetragen habe. Er lieferte auch eine Personenbeschreibung des Fremden.

Wieder schien es sich um eine falsche Fährte zu handeln.

2.

Der alte Herr von Hollerbek sah erstaunt auf die Visitenkarte, die ihm der Zirkusdiener überreichte.

„Otto Borke."

Er wandt sich zu dem Diener: „Was will der Mann von mir! Ich kenne ihn nicht!"

„Er sagt, es handle sich um eine hochwichtige Sache."

„Dann lassen Sie ihn mal vor!"

Als Otto Borke in den Wohnwagen trat — seine große Figur füllte beinahe den ganzen Eingang aus — da war es dem alten Herrn zumute, als käme mit Otto Borke das Lachen in eigener Person.

Hübscher Junge! Das gestand sich Hollerbek sofort. Sympathischer Kerl mit seinen verschmitzt-treuherzigen Augen, dem wallenden, dunkelblonden Haar.

Wie Jung-Deutschland sah er aus. Hollerbek taxierte ihn auf sechsundzwanzig Jahre.

„Tag, Herr Direktor!" schmetterte eine helle Stimme in den kleinen Raum. „Otto Borke ist mein Name."

„Guten Tag! von Hollerbek. Sie wollten mich sprechen, ich habe . . .!"

„. . . wenig Zeit! Oh, ich weiß schon, Herr Direktor! Sagen alle hohen Herren! Zehn Minuten wollen Sie mir wohl opfern?"

Der alte Herr mußte lachen.

„Gut, nehmen Sie bitte Platz!"

„Danke! Also ohne lange Vorrede: Vor vierzehn Tagen lernte ich in einer kleinen Gastwirtschaft einen Mann kennen, der sich als Ernst Rattler, Beleuchtungsingenieur vom Zirkus Hollerbek, vorstellte."

„Rattler . . . Beleuchtungsingenieur? Großartig! Handlanger ist er!"

„Aha, das habe ich mir gedacht!"

„Was weiter?"

„Er hat mich angepumpt um fünf Mark!"

Hollerbek lachte wieder, dann griff er in die Tasche und legte ein Geldstück auf den Tisch.

„Zur schnelleren Erledigung . . . hier sind die fünf Mark. Nehmen Sie, und wir sind in Ordnung."

„Ooo . . . nein, Herr Direktor! Um die fünf Mark ist es nicht! Hören Sie weiter! Rattler hat mir erzählt, daß er, als ihr ehemaliger Schulkamerad, mit Ihnen auf dem Duzfuße steht."

„Das ist aber reichlich unverschämt!"

„Richtig, aber hören Sie weiter! Ich bin von Beruf Schriftsteller. Und wie das dieser Pseudobeleuchtungsingenieurdirektorsduzbruder . . . gottlob ich hab's raus . . . also, wie der das hört . . . da klopft er mir auf die Schulter und sagt: „Herr Borke, Sie sind der Mann, den wir brauchen! Sie müssen für uns eine Pantomime schreiben! Ich sag's meinem Freunde Hollerbek, und morgen stelle ich Sie vor."

„Großartig!"

„Kein Wort wahr, ich hab's mir schon gedacht! Mosjö Rattler hat sich nicht wieder sehen lassen."

„Also, Herr Borke, ganz nett, daß Sie zu mir gekommen sind, ich will Rattler mal ins Gebet nehmen. Die fünf Mark ziehe ich ihm ab. Zu ihrer Orientierung möchte ich Ihnen nur sagen, daß Rattler ein bedauernswerter, unglücklicher Mensch ist. Hat viel Unglück gehabt, seine Frau hat ihn verlassen, ein Mast hat ihn schwer getroffen und so allerlei. Im Felde war er verschüttet worden. Tragen Sie ihm nichts nach."

„Ist gut, ist gut! Mir war's auch nicht um die fünf Mark! Ich wollte aber mal mit Ihnen reden. Habe mir nämlich gestern Ihre Vorstellung angesehen."

„Freut mich! Waren Sie befriedigt?"

„Ja und nein! Sagen Sie, Herr von Hollerbek, haben Sie nicht selber das Gefühl, daß der Zirkus in seiner jetzigen Form langsam aus der Zeit herauswächst, einfach nicht mehr hineinpaßt?"

Der alte Herr wurde gespannt.

„Das interessiert mich! Eine neue, richtige Ueberlegung. Jetzt habe ich Zeit für Sie, soviel Sie wünschen. Bitte sprechen Sie weiter!"

Otto Borke ergriff ein Programm, das auf dem Tische lag.

„Sehen Sie sich das Programm an, Herr Direktor. Erst die scheinbar unvermeidlichen Musikstücke. Dann die obligate Raubtiernummer, die eigentlich herzlich wenig Neues bietet. Der Kinooperateur hat das Raubtier in freier Wildbahn festgehalten, tausendmal schöner, als es der beste Dompteur zeigen kann. Sicher ist die Dressur der Löwen, Tiger und Eisbären eine schwere Arbeit, die als solche schon gewertet sein will, aber Sie müssen doch mit den zehntausend Menschen rechnen, die dasitzen und etwas besonderes für's Auge erwarten. Weiter: es kommt der Luftakt der beiden Glarros. Sehr schwierig, aber immer wieder das Alte. Den Herrschaften fehlt die Phantasie. Sie sind prachtvolle Artisten und arbeiten mustergültig, aber sie haben nicht das richtige Gefühl, aus ihrem Können einmal was anderes zu machen. Die Kraftgruppe, die dann anschloß, war langweilig. Das war vor dreißig Jahren schon da, nicht das Geringste war neu. Die radfahrenden Bären gut, die balancierenden Seehunde ausgezeichnet, das bewundert die Masse immer wieder."

„Sie haben nicht Unrecht, sprechen Sie so offenherzig weiter, ich bitte darum."

„Pferdedressuren. Das sind Schaunummern, die immer gefallen, wenn sie auch meist nicht neu sind. Aber man sieht blendendes Material, bestaunt immer wieder die Akkuratesse des Gebotenen. Sicher, die Nummer wird stets am besten gefallen. Weniger imponieren die abgeklapperten Vorführungen der Kunstreiterfamilie Salieri. Die sind zu wenig originell. Das traue ich mir auch zu."

„Na, na! Ich will Sie nicht auf die Probe stellen!"

„Bestimmt! Aber gehen wir weiter. Chinesische Gaukler . . . was Hübsches . . . die marokkanischen Springer . . . sehr nette Leistungen . . . der Fakir . . . der große Luftakt . . . alles ganz nett, nur in den Großstädten durch die Varietees bekannt. Zu bekannt! Dann die dressierten Kamele und Elefanten . . . eigentlich recht langweilig. Ein Glanzstück hätte ich bald vergessen: die hohe Schule!"

„Und unsere Hauptnummer erwähnen Sie gar nicht!"

„Nein, die ist so gut, so ausgezeichnet, daß sie Ihr ganzes Programm herausreißt und an der nichts auszusetzen ist!"

„Danke! Herr Borke! Ihre Ausführungen haben mich sehr interessiert. Aber ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß Sie nicht nur zu mir gekommen sind, um mein Programm zu kritisieren, sondern auch um praktische Vorschläge zu machen, die Ihnen als phantasiebegabten Dichter nicht schwer fallen werden."

„Gewiß, das will ich. Nicht als Fachmann, sondern als — sagen wir — Publikum!"

„Bitte! Sagen Sie mir einmal, was Sie tun würden, wenn Sie jetzt Besitzer meines Zirkus wären?"

„Ich würde erstens ein größeres Zelt bauen und von der runden Manege auf die Rennbahnmanege übergehen."

„Dem letzteren ist zuzustimmen. Der Dreimanegen-Zirkus ist nicht das Richtige für unser Publikum, aber größer bauen . . . nein, das lohnt sich nicht."

„Doch! Sehen Sie, Herr von Hollerbek, Sie sitzen nun vier Wochen in Berlin. Das ist falsch. Das ist zu lange. Trachten Sie zwanzigtausend Menschen in ihrem Zelt unterzubringen und kürzen Sie ihre Gastspiele ab. Spielen Sie zehn Tage in Berlin, zehn Tage in Hamburg, drei Tage in Dresden, fünf Tage in Köln, spielen Sie aber auch einen Tag in einer kleinen Stadt, die starke landwirtschaftliche Umgebung hat. Sie kommen auch dort zu einem guten Kassenerfolg."

„Die Transportkosten sind zu hoch."

„Nein, Sie haben ja Ihren eigenen Autopark. Es ist natürlich ein Unfug, wenn Sie zwischen die einzelnen Orte immer ein paar hundert Kilometer legen. Fahren Sie von Berlin nach Wittenberge oder nach Rathenow auf einen Tag oder zwei. Die ganze Gegend ist da! Blitztournees, die Sie durch ganz Deutschland führen. Stellen Sie sich vor: Ihr Material an Artisten und Tieren kostet Sie im Monat soundsoviel. Sie kalkulieren: Die ersten zehn Vorstellungen glänzend, dann Abflauen. Sie können aber bei einem größeren Zelt dieselbe Anzahl von Besuchern in einer Zeit von zehn Tagen hereinbekommen."

„Es wäre vielleicht möglich!"

„Berechnen Sie, was Sie da sparen. Das ist soviel, daß das Anschwellen des Transportkostenkontos diesen Mehrverdienst nicht einholt. Das Ganze ist lediglich etwas unbequemer."

„Das wäre der geringste Hinderungsgrund. Ich muß mir das wirklich mal überlegen. Die kleinen Städte mitnehmen, gar nicht übel . . . ein, zwei Tage . . . geht an. Man könnte dann wirklich fast dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahre spielen."

„Das könnte man! Nun aber zur Neugestaltung des Programms! Machen Sie Schluß mit der alten Methode der vierzig Programmnummern. Das Ganze muß eine einzige Nummer sein!"

„Sie denken an eine große Pantomime?"

„Nein! Ich denke an das Zirkusspiel. Die Pantomime ist eine Art Vorläufer. Das Zirkusspiel, das noch nicht existiert, das ich Ihnen beschreiben will, in das alle ihre Artisten und Tiere mit hineingenommen werden. Es gilt, einen überaus packenden Rahmen für Ihre Leistungen zu finden, es gilt, Abwechslung in ihre Darbietungen zu bringen. Denken Sie an das Theater. Das ändert ständig sein Programm. Dieselben Akteure, aber sie spielen immer was anderes. Sie brauchen ein Dutzend Zirkusspiele."

„Wie dachten Sie sich so ein Zirkusspiel?"

„Ein kleines Beispiel: Denken Sie an die lustige Geschichte der beiden betrunkenen Pfannenflicker, die einschlafen, und als sie erwachen, da macht man sich einen Spaß mit ihnen und redet ihnen ein, daß sie hohe Persönlichkeiten sind. Das Motiv ist von Shakespeare, von Gerhart Hauptmann schon behandelt worden. Oder: Harun al Raschid! Ein Abenteuer aus tausend und eine Nacht. Da gibt es so viel Themata. Und alle ihre Kräfte, mit ganz geringen Ausnahmen, kann man hineinnehmen. Was wirklich nicht unterzubringen ist, das kommt vorher, als einleitende Nummer."

„Ihre Ausführungen gefallen mir!"

„Zirkus von heute!" fuhr Otto Borke fort und kam in Feuer. „Zeit von heute! Das muß der Zirkus bringen. Boxkampf, Ringkampf! Film!"

„Ich komme mit, ich verstehe Sie!" warf Herr von Hollerbek ein. „Herr Borke, ich werde dem Rattler fünf Mark extra geben. Ich bin ihm dankbar, daß er Sie zu mir gebracht hat! Wie wäre es, Herr Borke, wollen Sie Ihr Können, Ihre Phantasie dem Zirkus Hollerbek leihen? Wollen wir's mal miteinander probieren?"

„Geht zu machen!"

„Sind Sie verheiratet?"

„Nee, noch nicht!"

„Sind Sie ganz unabhängig?"

„Bin ich!"

„Um so besser! Ich engagiere Sie auf Probe als unseren neuen Regisseur und Dramaturgen!"

„Abgemacht!"

„Sie haben es in sich! Ihr Urteil traf den Kern der Sache! Wann könnte das erste Zirkusspiel steigen, Herr Borke?"

„Von mir aus liegt's übermorgen abend fertig vor!"

„Bravo, dann also in fünf Tagen! Titel?"

„Ein Fest in den hängenden Gärten der Semiramis." sagte Otto Borke, ohne lange zu überlegen.

„Sehr gut! Also ankündigen kann ich das bereits!"

„Können Sie getrost! Ich mache Ihnen auch die Reklame! Heute abend erhalten Sie die Entwürfe! Für die Morgenausgaben empfehle ich, nur eine kurze Ankündigung über die ganze Seite laufend, zu bringen."

„Gut, werde ich tun! Also, Herr Borke, ich will Sie nicht länger aufhalten. Am Abend erwarte ich die Reklameentwürfe. Und übermorgen abend das Manuskript!"

„Abgemacht! Aber jetzt müssen Sie mir erlauben, ein paar Stunden in Ihren Anlagen und Ställen herumzustromern, um mich ein wenig über Tiere und Menschen hier zu orientieren."

„Tun Sie es! Sie haben überall Zutritt."

Die Männer verabschiedeten sich.

Kurz darauf trat Markolf ein.

„Was ist das für ein Herr, der eben bei dir war?"

„Herr Otto Borke, unser zukünftiger Regisseur und Dramaturg. Komm, setz dich zu mir, ich will dir erzählen; wir wollen mit unserem Zirkus neue Versuche machen."

Ueber eine halbe Stunde sprachen Vater und Sohn miteinander und Markolf war hochbefriedigt.

„Du bist also mit mir einig?"

„Vollkommen, Papa! Du weißt, es ist auch mein Bestreben, aus dem Unternehmen herauszuarbeiten, was irgendwie zu schaffen geht. Herr Borke soll alle Unterstützung bei mir finden."

* * *

Eine weitere halbe Stunde später stand Toni Hardenberg vor dem alten Herrn von Hollerbek.

„Fräulein Hardenberg!" rief der alte Herr erfreut aus. „Sie sind doch gekommen!"

„Ja! Wenn Sie mich gebrauchen können?"

„Jederzeit! Ich freue mich! Also jetzt habe ich endlich eine Sekretärin, mit der ich sicher recht gut zusammenarbeiten werde."

„Ich werde mir alle Mühe geben!"

„Das weiß ich! Haben Sie Ihre Sachen mit?"

„Sind alle in diesem Koffer!"

„Schön! Kommen Sie. Hier nebenan ist der Bürowagen. Da finden Sie auch ein nettes Schlafzimmer. Klein, wie es eben bei uns nicht anders geht, aber es ist gut ausgestattet. Sie werden sich an unser unruhiges Leben schon gewöhnen."

Hollerbek führte Toni nach dem Bürowagen. Am kleinen Schreibtisch saß Markolf und prüfte Kassenabrechnungen nach.

Er sprang erfreut auf, als der Vater mit Toni kam.

„Herzlich willkommen, Fräulein Hardenberg!" sagte Markolf und reichte ihr die Hand. Sie wurde rot unter seinem Blick.

„Ich bringe dir Entlastung, Markolf! Fräulein Hardenberg soll dir alle Büroarbeit abnehmen. Du wirst sie einführen."

„Aber mit Vergnügen! Ich bin ja froh! Mir liegt der Kleinkram nicht. Früher haben wir ja auch eine Sekretärin gehabt, sind aber schlecht gefahren, und seitdem habe ich das mit Papa zusammen erledigt. Manchmal wird es bald zu viel."

„Ich will mich bemühen, mich rasch einzuarbeiten, damit Sie für Ihre künstlerischen Aufgaben restlos frei werden, Herr von Hollerbek."

Toni brachte ihre Sachen in dem kleinen, aber reizenden Schlafzimmer, das unbewohnt gewesen war, unter. Sie fühlte sich vom ersten Augenblick an wie geborgen.

Hatte das Gefühl, als wenn alle wahr und wahrhaftig sich über ihr Kommen freuten, und dieses Gefühl tat wohl, löste Zweifel und beruhigte.

„Ich bin fertig," sagte Toni, nachdem sie ihre Habseligkeiten untergebracht hatte und wieder ins Büro trat. Die Arbeit kann losgehen!"

Der alte Herr von Hollerbek lächelte freundlich und schüttelte den Kopf: „Nein, mein kleines Fräulein! Heute mag Markolf seine Sache noch selber machen. Morgen erscheinen Sie erst als erlösende Fee. Heute sollen Sie einmal mit unseren Künstlern bekannt werden. Ich möchte Sie selber herumführen."

In der Manege arbeiteten verschiedene Artisten und sahen erstaunt den Chef mit dem tapferen Mädel herankommen.

Die chinesischen Gaukler unterbrachen ihre Sprünge und Luftkapriolen und riefen dem Mädchen Begrüßungsworte zu.

Einer der jungen Chinesen schwenkte seine viereckige Kappe und machte statt der Verbeugung einen Salto, dem sich eine tiefe Reverenz anschloß.

Dann rief er mit schriller Stimme seinen Kameraden etwas zu.

Die wiederholten das Gesagte laut im Chor und sahen das Mädchen mit freundlichem Lächeln an.

Hollerbek sagte zu Toni: „Sie werden das nicht verstanden haben."

„Nicht recht! Es klang beinahe wie englisch, und die Sprache beherrsche ich eigentlich, aber verstanden habe ich trotzdem nichts."

„Es war auch englisch, aber ein Gematsch, wie es nur unsere braven Herrschaften aus dem Osten radebrechen. Darf ich übersetzen? Willkommen sei die schöne und tapfere Tochter des Westens, die den Löwen bezwang."

Toni wurde rot vor Freude.

Sie fühlte an dem Gruß, daß man ihr herzliche Sympathie entgegenbrachte. Dankbar reichte sie den gelben Männern die Hand, die in ihrem unverständlichen Englisch auf sie einschwatzten.

Toni begriff kein Wort, aber als sie in englischer Sprache sich bedankte, da flogen die Kappen begeistert in die Höhe.

Nach und nach kamen alle Artisten an die Reihe.

Der schwarze Fakir, der seinen Feuerzauber allabendlich vorführte, die Reiterfamilie, die Morettis, gebürtige Ostpreußen mit dem bürgerlichen Namen Kaludrigkeit, die „drei Teufel der Luft", die aus Oesterreich stammten, alle begrüßten Toni aufs herzlichste. Zuletzt trafen Hollerbek und Toni auf Görik.

Sein hartes Gesicht strahlte, als er das Mädchen sah.

„Sind Sie doch wiedergekommen?" lachte er und drückte ihr lange die Hand.

„Fräulein Hardenberg bleibt bei uns. Ich habe sie als Sekretärin engagiert," erklärte Hollerbek.

Da war bei allen die Freude groß.

„Das ist schön!" sagte Görik. „Da wird sich auch mein Caesar freuen! Sie müssen gleich mit zu ihm kommen. Ich will eben füttern. Reichen Sie ihm einmal seinen Fleischbatzen."

Sie schritten den Ställen zu, erst durch die Abteilungen der Pferde, die sauber und gepflegt in ihren Boxen standen und neugierig die prächtigen Köpfe wandten.

Der „kluge Hans", ein Pony, lief natürlich wie immer frei in der Stallgasse auf und ab.

Er erkannte Hollerbek sofort und stupste ihn mit dem klugen Kopf.

„Ich habe keinen Zucker, Hans!" sagte Hollerbek. Das Tier nickte und trat zur Seite. Wenn es bettelte, und jemand sagte diese Worte, dann ging es weg.

Aber diesmal versuchte es sein Heil noch bei Toni. Die kramte in ihrer Tasche und fand tatsächlich ein Stück Zucker.

Sie wollte es ihm geben.

„Halt!" sagte Hollerbek. „Hans soll erst seine Reverenz machen!"

Da sank das Tier in die Knie und legte seinen Kopf Toni zu Füßen. Dann sprang es wiehernd auf und bekam den Zucker.



Hollerbek merkte an der ganzen Art Tonis, wie sie das Pony streichelte und liebkoste, daß sie Tiere liebte. Das stimmte ihn froh, denn er ging für seine Tiere auf. Die Liebe zur vierbeinigen Kreatur war ja der Haupttrieb gewesen für die Wahl seiner Laufbahn.

Sie kamen zum Raubtierstall.

Göriks Löwen liefen in ihren Käfigen auf und ab, hin und wieder ein unwilliges Brüllen ausstoßend.

Der Dompteur sah unverwandt auf Caesar.

Er war der Unruhigste von allen und hatte für nichts Interesse, als für ein großes Stück Fleisch, das seinen Hunger stillen sollte und das nicht kommen wollte.

Er sah auch Toni nicht.

Sie standen dicht vor dem Käfig. Da sagte Görik zu Toni: „Rufen Sie ihn einmal an."

Laut rief sie: „Caesar! Caesar!"

Da stutzte der junge Löwe, blieb stehen und drückte sein mächtiges Haupt gegen die Stangen.

Nun brüllte er.

„Er hat Sie erkannt!" Görik war ganz glücklich. Er nahm den Wärtern, die den Kübel mit den Fleischstücken brachten, Fleisch ab und schob es selber durch die kleine Schiebetür den einzelnen Löwen zu. Caesar mußte warten.

Seltsam, er stand ganz ruhig und sah auf Toni. Hin und wieder rieb er seinen Rücken behaglich an den Eisenstangen.

Als Toni dann ein Fleischstück nahm, und es durch die Tür schob, da schritt Caesar ganz langsam darauf zu, und nahm es ihr ohne Hast ab.

Er trug es abseits und begann zu fressen, aber dauernd behielt er Toni im Auge, und als sie und Görik weiterschritten, da kam er wieder an das Gitter gesprungen und brüllte den beiden nach.

„Er hat Sie bestimmt erkannt!" wiederholte Görik fröhlich. „Er ist ein lieber Kerl, der Caesar, nur zu spielerisch. Das ist oft gefährlich. Was habe ich mit dem Tier schon für Situationen durchgekostet! Aber . . . ich möchte ihn nicht missen. Trotzdem, daß er meine Tressur oft schwer macht. Seine unruhige Art droht manchmal die anderen anzustecken. Aber der Kerl ist mir ans Herz gewachsen. Haben Sie immer noch keine Lust bekommen, sich der Raubtierdressur zu widmen?"

„Aber lieber Görik!" lachte Hollerbek auf. „Ich bin froh, daß ich endlich eine vernünftige Sekretärin gefunden habe. Und mein Sohn erst, der freut sich wie ein Gott daß er den ganzen Rechnungskram nicht mehr auf sich zu nehmen braucht. Da wollen Sie Fräulein Hardenberg mir schleunigst untreu machen?"

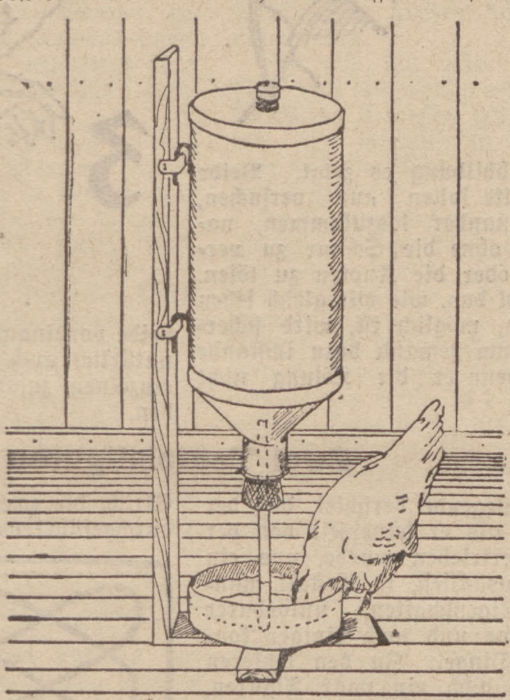
(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Selbstgefertigte Tränke

Um eine automatische Tränke für den Hühnerhof herzustellen, fertigt man sich ein Holzgestell an. Hierzu braucht man Kantholz von etwa 4 mal 4 Zentimetern. Zwei Stücke werden rechtwinklig verzapft und als Fuß zwei Stücke ebensolchen Kantholzes über Kreuz so ineinander versenkt, daß die Unterfläche des Fußes allseitig eben aufliegt und die obere Fläche zum Aufstellen des Tränknapfes dienen kann. An der hochstehenden Latte werden zwei Bandeisen so festgenagelt, daß man den Wasserbehälter der Tränke mittels angelöteter Haken daran aufhängen kann. Als Wasserbehälter ist eine weißblecherne Oelkanne geeignet, wenn sie wenigstens 2½ Liter faßt. Die Größe oder die Zahl der zu verwendenden Kannen wird durch den Wasserbedarf der Hühnerherde bedingt.



Die Oelkanne muß völlig luftdicht sein. Ihren Hals schließt ein Korkpfropfen ab, der durchbohrt und mit einem Metallröhrchen versehen wird. Die Länge des Metallröhrchens hängt davon ab, wie hoch der Wasserspiegel im Tränkgefäß gehalten werden soll. Denn der Wasserspiegel reicht stets nur eben über das untere Ende des Röhrchens. Zum Füllen des Wasserbehälters kann man diesen jeweils abnehmen und den Kork lösen. Einfacher und auf die Dauer sicherer ist es dagegen, wenn man in den später nach oben zeigenden Boden der Oelkanne eine Gießöffnung einläßt. Man schneidet oder stanzt ein Loch hinein und lötet darüber den von einer Maggi-Büchse abgeschnittenen Rand nebst dicht schließendem Deckel. Läßt der Deckel Luft durch, so kann die Abdichtung durch eine aus einem Fahrradschlauch geschnittenen Gummiring erfolgen. Als Tränkgefäß kann eine Heringsbüchse dienen, deren Rand sauber umbörtelt wird, damit die Hennen sich beim Trinken nicht verletzen können. Tränkgefäß und Wasserbehälter werden vor Ingebrauchnahme gut gereinigt und mit Mennige und Oelfarbe gestrichen, damit sie wetterfest werden.

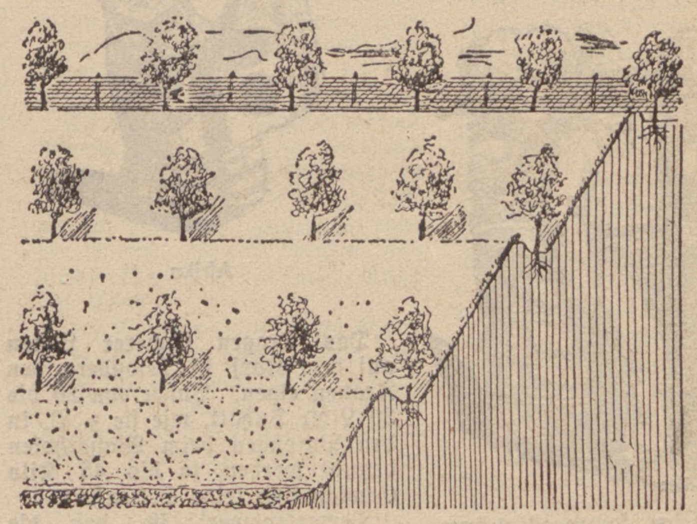
Champignonzucht

Man gebraucht dazu einen Raum, der eine möglichst gleichmäßige Temperatur besitzt, die im Winter nicht unter 13 Grad Celsius betragen sollte; die Luft in diesem Raume soll rein und weder zu trocken noch zu feucht sein. Es passen dazu alle Räume, soweit sie obigen Bedingungen entsprechen, Keller, Vorräume von Gewächshäusern, Plätze unter den Stellagen usw. Hell braucht der Raum nicht zu sein. Sonne ist schädlich, Halbdunkel ist am günstigsten. Die Hauptsache ist richtige Auswahl und Herrichtung des Pferdemistes. Er soll wenig Strohteile enthalten, jedoch auch nicht ganz strohfrei sein; er sei von mittlerem Feuchtigkeitsgehalt und frisch. Man packt solchen Mist in frische Haufen, in welchen er zu gären beginnt. Dann sticht man ihn um; sollte er zu trocken geworden sein, feuchtet man ihn etwas an. Mitunter wird ein nochmaliges Aufsetzen und Umstechen nötig.

Der Mist wird nun mürbe und speckig geworden sein und seine größte Hitze verloren haben. Dann bringt man ihn an den Ort, wo die Champignons gezogen werden sollen, und setzt ihn in Wällen auf, die am Grunde 80 bis 100 Zentimeter breit und 40 bis 50 Zentimeter hoch sind; die Länge ist beliebig. Diese Wälle bleiben einige Tage liegen. Wenn sie eine Temperatur von zwei Grad Celsius erreicht haben, bringt man die Brut in dieselben, indem man einige Reihen, die etwa 30 Zentimeter voneinander entfernt sind, festlegt und in diese mit 30 Zentimeter Abstand im Verband flache Löcher von etwa fünf Zentimeter Tiefe macht, in jedes derselben ein Stückchen Brut bringt und dieses mit Mist bedeckt. Nach acht bis höchsten 14 Tagen ist das ganze Beet mit dem Pilzmyzel durchzogen. Nun bringt man eine Erdschicht von etwa fünf Zentimeter Höhe auf das Beet und schlägt dieselbe fest. Nach einigen Wochen beginnt die Ernte, die mehrere Monate anhalten kann. Sollte das Beet zu trocken werden, muß mit großer Vorsicht mit einer Brause lauwarmes Wasser gegossen werden; zuviel Wasser ist äußerst schädlich. Wenn man rechtzeitig neue Beete anlegt, kann man das ganze Jahr hindurch Champignons ernten. Js.

Hangpflanzung

Günstig zur Sonne gelegene Böschungen und Bergabhänge, die zu steil sind, um der Bearbeitung mit dem Pflug und der Benutzung für den Ackerbau zugänglich zu sein, können sehr gut durch Bepflanzen mit Obstbäumen ausgenutzt werden. Man beobachtet daher zusehends, daß auch Rebengelände in Obstpflanzungen umgewandelt wird. Bei der Hangpflanzung muß darauf Bedacht genommen werden, daß die Baumgruben nach der Anpflanzung eine zum Berg hin geneigte Oberfläche bekommen. Denn in den gewöhnlich ziemlich trockenen Abhängen muß nach Möglichkeit alles Regenwasser festgehalten werden. Zur Anpflanzung werden entweder Baumlöcher in Reihen angelegt, und zwar so, daß die Löcher der verschiedenen Reihen gegeneinander versetzt sind, so daß in der unteren Reihe der Baum auf der Lücke der vorhergehenden Reihe steht, oder aber man legt Terrassen an, wie es die Abbildung zeigt. Durch die Terrassen wird jedem Baum



viel mehr lockeres Erdreich zur Verfügung gestellt und es wird mehr Regenwasser aufgefangen. Der Erfolg der Terrassenpflanzung ist daher größer als der Lochpflanzung. Sie ist allerdings auch um ein mehrfaches teurer. Der vordere Rand der Baumscheiben oder der Terrassen wird außerdem zweckmäßig noch etwas erhöht angelegt. Die Baumscheiben an Abhängen sollen etwa 1¼ Quadratmeter groß sein. Sie werden völlig frei von Gras oder Unkrautwuchs gehalten; dasselbe gilt von den Terrassen. Das abschüssige Gelände des Abhangs dagegen wird mit Gras oder Weißklee eingesät, damit der Boden nicht von starken Regenfällen fortgewaschen werden kann. Die Auswahl der an Abhängen zu pflanzenden Obstsorten wird durch die Strichrichtung des Hanges beeinflußt. Die schlechteren nach Nordost oder Nordwest gerichteten Lagen werden bepflanzt mit Pflaumen, Reineclauden, Mirabellen, Zwetschen, Kirschen aller Art, Quitten, Beerensträuchern und Haselnüssen und mit Aepfeln und Birnen der frühen und mittelfrühen Sorten. Ausgesprochene Ost- und Westlagen gestatten es, neben den vorgenannten Obstsorten auch mittelfrühe Aepfel und Birnen anzupflanzen. Die Lage zwischen Ost und West soll den wertvollsten Sorten von Birnen und Aepfeln, also den Wintersorten vorgehalten bleiben. In den Südlagen sind auch Aprikosen und Pfirsiche möglich.

FÜR DIE JUGEND

Menschen als Lasttiere

Das Land, das wohl heute am meisten noch die menschliche Kraft zum Lasttragen ausnutzt, ist China. Millionen von Einwoh-



Mexikanischer Lastträger zur Zeit des Inkareiches

nern üben dort den Beruf der Lastträger aus. Beim Verkauf von Reis oder Tee in Säcken, die an den Enden langer Bambusstangen aufgehängt sind, werden die Lasten auf den Schultern getragen.



Hawaianischer Baumwollenträger

Das gewöhnliche Gewicht eines solchen Kolli beträgt durchschnittlich 50 Kilo und mit dieser Last durcheilen die armen Chinesen 40—50 Kilometer am Tage.

Die Bewohner von Hawaii tragen auf dieselbe Art ungeheure Mengen von Baumwolle, Kaffee, Holz usw. Diese Anstrengung entwickelt derart ihre Kräfte, daß sie oft ihre unfaßbare Bürde durch Steine beschweren, wenn sie das übliche Gewicht nicht erreichen sollte.

Da der natürlichste Teil des menschlichen Körpers für eine Belastung der Rücken ist, so sinnen die Wilden auf Mittel, das Tragen zu erleichtern, indem sie Hilfsvorrichtungen benutzen, z. B. einen Riemen, der sich gegen die Stirn stützt.



Afrika

Das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopf ist besonders den Frauen eigen. Vasen von 20 bis 30 Liter Inhalt, wie sie z. B. in den Pyrenäen beim Wasserholen benutzt werden, ja bis 45 Kilo Gewicht sind keine Seltenheit.

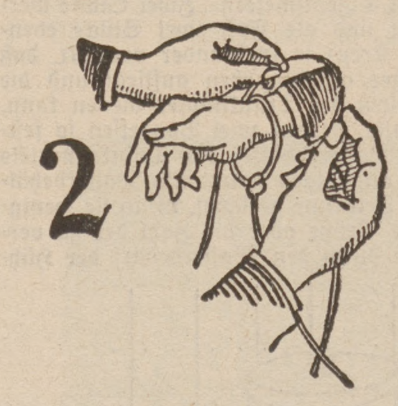
Bemerkenswert ist, daß die Lastträger ehemals eine eigene Gilde bildeten. Im Mittelalter genossen sie gewisse Privilegien und Bevorzugungen, die dem Krieger und Bürger versagt waren. C. W. K.

Die entfesselten Galeerensklaven

Als es noch Galeeren gab, pflegte man je zwei und zwei Gefangene zusammenzuketten, um auf diese einfache Weise beiden das Entweichen schwerer zu machen. Aus diesem Grunde haben wir auch die hier beschriebene, sehr wirksame Entfesselungsaufgabe „Die gefangenen Galeerensklaven" benannt.

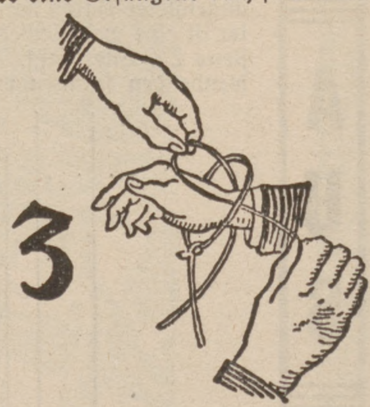


Die Zusammekettung geschieht, indem man zwei Personen mittels zweier Enden Bindfaden von je einem Meter Länge miteinander verbindet und zwar in der Weise, daß die Schnur des einen durch die des anderen greift, so wie un-



sere Abbildung es zeigt. Beide Gefesselte sollen nun versuchen, von einander loszukommen, natürlich ohne die Schnur zu verletzen oder die Knoten zu lösen. Obwohl das, wie wir gleich sehen werden, möglich ist, wird sicherlich kaum jemand dazu imstande sein, wenn er die Lösung nicht kennt.

Die Befreiung erfolgt, indem der eine Gefesselte (nennen wir ihn 2) die Schnur von der anderen Person (1) an dem mit a bezeichneten Punkt (1) in seine rechte Hand nimmt, sie durch die Handfessel der eigenen linken hindurchsteckt und sie soweit herauszieht, bis er mit der linken Hand durch die so entstandene Schnuröse hindurch fahren kann. Tut der eine Gefangene das, so werden



beide voneinander getrennt, wenn natürlich auch die Hände jedes einzelnen zusammengefesselt bleiben.

Zwei Teufelsfiguren

Die Legende berichtet, daß der Teufel, als er seinerzeit von der Erde vertrieben wurde, uns ein Erbe zurückließ, in Gestalt mancher Eigenschaften, unlösbarer Probleme und auch einiger konkreter Dinge. Zu den letzteren gehören auch ein paar Figuren, deren zwei unsere Zeichnung wiedergibt. Sie schauen sehr regelmäßig und einfach aus — und dennoch ist es fast ein Teufelskunststück, sie nachzuzeichnen.

Ihr habt reichlich Zeit, ein oder zwei Minuten lang die Vorlage der beiden Figuren eingehend zu betrachten. Dann heißt es, die Zeichnung fortzulegen, und aus dem Kopf die beiden Figuren nachzuzeichnen. Die erste kann in einem einzigen, ununterbrochenen Strich, die zweite in zwei Linien durchgeführt werden.



Scherz - Bilderrätsel



Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Tiere gehen zur Sprechstunde

Von Eva Mohr

Rac, der schottische Terrier soll vorbeugend gegen Staupe geimpft werden, und so etwas macht, verrät man uns, besonders schön die Klinik der Tierärztlichen Hochschule.

Darum sind wir auch an diesem grauen Morgen unterwegs und suchen in dem Gewirr der Krankenhäuser den Eingang, an dem geschrieben steht: „Poliklinik für kleine Haustiere“.

Was für eine seltsame Welt! Zwischen den Ziegelbauten der Institute stehen Bäume und Sträucher in saftigem Grün, und alles scheint ein friedlicher Garten für Studenten zu sein. Aber das Gegacker, das dort herübertönt, stammt von Hühnern mit verbundenen Gliedern, und plötzlich fährt da jemand auf einem Handwagen eine krepierte Kuh vorbei, die ihre gestorbenen Beine starr und pathetisch gegen den Himmel streckt. — Es regnet leise auf all das herab, und in der Luft liegt der Geruch von feuchter Erde und Jodoform.

Rac und ich bekommen eine Nummer ausgehändigt und werden in das Wartezimmer geschickt, das vollbesetzt ist, obwohl die Sprechstunde eben erst anfängt. Mißtrauisch sehen die Augen der Tiere und ihrer Herren auf uns, als wir hereinkommen, und der gleiche Ausdruck ist in beider Blick. — Es sitzen aber da Tiere und Menschen aller Klassen und Rassen, und manche haben nicht einmal das.

Rac und ich, wir betrachten scheu und ein wenig verlegen die Gefährten in diesem grauen Zimmer, ihn interessieren die Tiere und mich die Menschen, ganz wie es sich gehört.

Da ist ein Landmann im selten getragenen Stadtanzug und einem Hut, dem Wetter und Schweiß alle nur möglichen Schattierungen von Grüngrau gaben. Braungebrannt und sorgenvoll sieht er aus und hält an einer Strippe einen ungeheuren Bello, so einen echten rechten Kettenhund, der bei unserem Anblick in ein schmerzhaft heiseres Geheul ausbricht.

Später, als durch das Warten Mensch und Tier sich näher kamen, erfuhr ich Leiden und Lebensumstände der meisten dieser Patienten.

Ein Taxichauffeur sitzt in einer Ecke mit einem Huhn in einer Margarinekiste. Wahrscheinlich hat es den Pips (was können Hühner sonst haben?), aber der Chauffeur scheint es zärtlich zu lieben. Bekümmert schaut er von Zeit zu Zeit zu ihm herab. — Auch ein Ehepaar aus der Konfektion ist da, breite, runde, behäbige Leute mit einem zitternden, nierenleidenden Windspiel, das sie aus einem schicken Mantel schälen. — Dort eine Händlerfrau mit einem verbundenen Dobermann, ein altes Frauchen mit einer undefinierbaren Pudelart, die halb erstickt aussieht in Dreck und Fett und Zotteln, und in der Ecke zwei Frauen mit einer Katze in einem Korb. Von all diesen ergebenen und etwas mürrisch dreinschauenden Menschen haben sie den gespanntesten Blick. Sie lassen die Tür, die zum Untersuchungszimmer führt, und hinter der von Zeit zu Zeit ein Wimmern ertönt, nicht aus den Augen.

Und dann geht diese Tür plötzlich auf, und es kommt eine Frau heraus, die auf ihrem Arm ein jämmerliches, sterbendes Etwas von einer Katze trägt. Das Gesicht der Frau ist vom Weinen ganz verschwollen, und sie sieht, seltsam, in ihrem Schmerz der Katze ähnlich. Sie geht auf die beiden anderen zu und stammelt, vom Schluchzen unterbrochen, die Diagnose des Arztes hervor: Unterleib ganz vereitert, keine Hoffnung mehr, vielleicht noch drei Stunden zu leben. Und da brechen sie alle drei in Tränen aus.

Einer nach dem anderen werden Mensch und Tier jetzt hereingerufen, freundliche Männer in weißen Kitteln stehen in der Tür, die sich hinter den Patienten wieder schließt. Schreie brechen aus dieser Tür, es riecht nach Angst und Tieren.

Der Pudelhund des alten Weibleins leidet an nichts außer vielleicht an Fettsucht (das Weiblein selbst ist spindeldürr), dem Windspiel aus der Konfektion werden warme Umschläge verordnet, dem Kettenhund des Landmannes steckt ein Knochen quer im Hals, er soll geröntgt werden.

Ernsthaft und wichtig gehen Herr und Tier in das Operationszimmer und kommen meist auf eine unbestimmte Weise stolz wieder heraus. Gespräche spinnen sich an von Bank zu Bank über Charakter und Eigenart der einzelnen Tiere. Ein dicker Mann kommt herein, aber plötzlich zieht er etwas aus seinem Mantel und ist gar nicht mehr dick: einen bis zum Skelett abgemagerten, in ungezählte Hüllen gewickelten Rattenpinscher von abschreckender Häßlichkeit. „Magen- und Darmkatarrh“ stellt er selbst die Diagnose für jeden, der sie hören will. — Der Bello begrüßt jeden neu Eintretenden mit einem rauhen Gebell, es tut ihm sicherlich schrecklich weh, aber er kann es doch nicht lassen, er ist eben ein Kettenhund.

In der Ecke, die drei Katzenfrauen, weinen noch immer. Beide Katzen haben dasselbe. Beide sind todgeweiht. Ringsum sitzen die Menschen mit schweren versorgten Gesichtern. Sie alle haben einen Vormittag voll Arbeit dem Tier, an dem sie hängen, geopfert. Viele von ihnen sind von weither gekommen. Da sitzen sie nun, streicheln das Kranke manchmal, warten und fühlen sich den anderen Wartenden verwandt über alle Unterschiede und Trennungen hinweg. Und plötzlich brechen aus einer der Katzenfrauen, zusammen mit einem tiefen Seufzer, die Worte, die als Motto über diesem Raum stehen könnten:

„Ach Gott, da hat man nu keine Kinder, und dann hat man so'n Elend und so'ne Sorge mit die Viecher …“





Lies und Lach'!





Ach Karl, als wir heute Abend zur Vereinssitzung gingen, war doch so schönes Wetter!.....

Aus Hollywood



Filmaufnahme in Hollywood. „So —" brüllt der Regisseur dem jugendlichen „Helden" zu, „jetzt stürzen Sie sich auf den Löwen und entreißen ihm die Beute!"

„Um Himmels willen, das kann ich nicht — das Biest wird mich umbringen!"

„Los — los" tönt es vom Aufnahmeapparat zurück, „halten Sie den Betrieb nicht auf. — Anfangen — im nächsten Akt kommen Sie ja sowieso nicht mehr vor!"

*

Die drei Pfirsiche

Baron Rothschild in Paris kam eines Tages an dem Laden eines Delikatessenhändlers vorbei, in dessen Fenster auf einer Unterlage von zartem Moos drei herrliche Pfirsiche prangten. Der Baron fragte nach dem Preis.

„Hundert Franken das Stück!" lautete die Antwort.

„Das ist teuer; sie sind wohl schön, aber wer weiß, ob sie auch gut sind."

„Wir können uns überzeugen," erwiderte der Delikatessenhändler, nahm einen der Pfirsiche, schnitt ihn mit einem silbernen Messer entzwei und reichte dem Baron die eine Hälfte hin. Der fand sie ausgezeichnet und sagte, man möge ihm die anderen einpacken, er kaufe sie. Darauf legte er 200 Franken auf den Tisch. „Entschuldigen, Herr Baron, ich bekomme 400 Franken."

„Wieso, Sie verlangten nur 300 Franken, als Sie noch drei Pfirsiche zu verkaufen hatten."



„Ja, aber von dem Moment, wo nur mehr zwei vorhanden sind, erscheinen sie rarer und ich kann sie nicht unter 200 Franken pro Stück hergeben. Hätten Sie noch einen verzehrt, so würde ich für den letzten allein 800 Franken verlangt haben!"

*

Der „Flohbändiger" Bartolotti, der vor Jahren Deutschland bereiste, hatte unter anderem auch die Ehre, vor Seiner Hoheit dem Herzog von X. eine Kunstvorstellung zu veranstalten, die zu einer überaus heiteren Szene Veranlassung gab. Es war ein heißer Tag, als er sich im herzoglichen Schlosse produzierte, in Gegenwart der Herzogin, die ein leichtes Sommergewand trug. Die kleinen Schwarzkünstler exerzierten und manövrierten mit größter Präzision, als es dem General der Truppe zu langweilig zu werden schien. Mit genialem Entschlusse sprang er der Herzogin an den Hals und auf einer Kunstreise ohne Engagement verschwand er. Die Herzogin schrie vor Entsetzen, der Herzog vor Lachen und Bartolotti vor Angst.

„Das habe ich nie erlebt," stöhnte die Herzogin; „wir müssen ihn herausrufen!" rief der Herzog; „der beste meiner Gesellschaft" rief der Direktor.

„Ja, liebes Kind," sprach endlich der Herzog mit einigermaßen beruhigtem Zwerchfell, „wir können den Mann nicht ruinieren, er muß seinen ersten Künstler wieder haben."

Kammerfrauen wurden gerufen, die Herzogin entfernte sich schwankenden Schrittes und beklommen harrte der „Bändiger" des Ausgangs. Zum Glück dauerte es nicht lange, bis die Zofe den mit unblutiger Geschicklichkeit gefaßten Flüchtling zurückbrachte. Mit seligem Lächeln streckte Bartolotti den gebieterischen Finger nach dem Deserteur aus, aber nur, um mit Ruhe der Hoffnungslosigkeit zu sagen:

„Das ist der meine nicht!"

Daß jetzt erst das Amüsement des Herzogs den Gipfel erreichte, läßt auch vermuten, daß er den unglücklichen Direktor genügend entschädigt haben wird.

*

Die Feuerversicherung

Der verstorbene englische Romancier Jerome K. Jerome telephonierte eines Tages einen Agenten für Feuerversicherung an:

„Sagen Sie mal, ich möchte gern mein Haus gegen Feuersbrunst versichern. Kann ich das vielleicht gleich telephonisch mit Ihnen abmachen?"

„Wir können das ganz schnell erledigen, gewiß", antwortete der Agent am anderen Ende der Strippe. „Ich werde Ihnen sofort meinen Vertreter schicken, mit dem Sie das Nähere besprechen und abmachen können."

Eine kurze Pause.

„Na ja", meinte dann Jerome. „Aber sagen Sie dem Mann, er soll sich gefälligst ein bißchen beeilen. Mein Haus brennt nämlich schon seit einer Viertelstunde."

*

Die Weißheit Washingtons

Der „Vater des amerikanischen Vaterlandes" war ein sehr ernster Mann, der in seinem Leben nur einen einzigen Witz gemacht haben soll. Während der Debatte im Kontinental-Kongreß über die Errichtung einer Bundesarmee, reichte ein Mitglied den Antrag ein, daß die Armee nie mehr als 3000 Mann stark sein dürfe. Darauf beantragte Washington, man möge beschließen, daß keine feindliche Armee über 2000 Mann das Land betreten dürfe. Das Gelächter, das sich darob erhob, erstickte den Antrag.

*

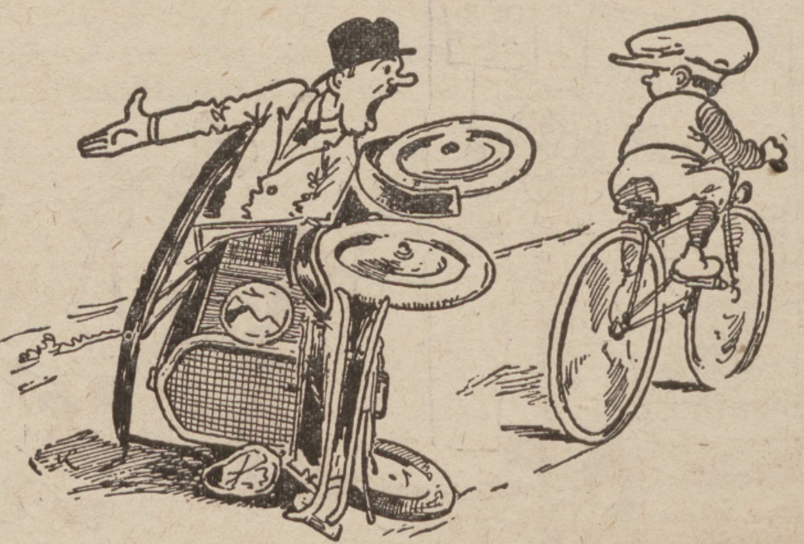
„Herr Förster, was bedeuten denn die Namenschilder vor den kleinen Tannen?"

„Das sind die Eigentümer, mein Herr, die haben auf ihre Christbäume jetzt schon die ersten Raten anbezahlt . . . !"

*

„Sie haben eben vor dem Herrn, der uns begegnete, so tief den Hut abgenommen. War es einer Ihrer Vorgesetzten?"

„Nein, das war mein Barbier! Er hat mir vor einiger Zeit ein Mittel angedreht, nach dessen Gebrauch das Haar wieder wachsen sollte. Und jetzt zeige ich ihm jedesmal meinen kahlen Schädel, um ihm seinen Betrug vor Augen zu halten."



Paß doch besser auf, verdammter Bengel!

Was in der Welt geschah

Polnischer Dampfer in der Nordsee gerammt. Während eines schweren Sturmes in der Nordsee ereignete sich in der Nähe von Skagen ein Schiffsunglück. Der 3000-Tonnen-Dampfer der Zegluga Polska in Gdingen, „Njemen", wurde von der finnischen Bark „Lawhill" aus Marieham gerammt und in Grund gebohrt. Dem in der Nähe befindlichen Göteborger Motorschiff „Kronprinzessin Margarethe", das sich auf dem Wege nach Südamerika befand, gelang es nach größter Anstrengung, die Besatzung des „Njemen", im ganzen 32 Mann, zu retten. Die Bark „Lawhill" hat schwere Schäden erlitten und mußte von der „Kronprinzessin Margarethe" nach Rivöfjorden eingeschleppt werden.

*

Neuer polnischer Henker. Der vom polnischen Justizministerium besoldete staatlich-polnische Henker Maciejewski, der erst vor wenigen Tagen das „Jubiläum" seiner hundertsten Hinrichtung gefeiert hat, ist mit sofortiger Wirkung seines Amtes enthoben worden. Zu seinem Nachfolger ist sein bisheriger Gehilfe Braun bestimmt worden. Als Grund für die Entlassung Maciejewskis wird amtlich verlautbart, daß der Henker sich nicht mit der seinem Berufe entsprechenden Würde betragen, sondern sich in der letzten Zeit in betrunkenem Zustande zahlreiche Skandalaffären geleistet habe.

*

Ein schwerer Explosionsunfall ereignete sich bei Cherbourg auf dem französischen 1500-Tonnen-U-Boot „Perser". Nach der letzten Meldung hat der Unfall des Unterseebootes zwei Tote und 32 Verletzte gefordert. Das Boot war auf einer seiner ersten Uebungsfahrten zwischen Brest und der Insel Jersey begriffen. Es besaß noch nicht einmal seine volle Maschinenausrüstung. Die Fahrt galt der genauen Ueberprüfung der Dieselmotoren. Nacheinander waren die verschiedenen Motoren ab- und wieder aufmontiert worden. Plötzlich aber zersprang an einem der Motoren der Oelbehälter. Durch ein Sprengstück wurde der überwachende Ingenieur getötet. Drei Arbeiter wurden sehr schwer verletzt; einer von ihnen ist nach wenigen Stunden verstorben. Sechs Matrosen erlitten leichtere Verletzungen. Gleichzeitig entstand im Maschinenraum ein Brand. Bei den Löscharbeiten wurden ein Marineleutnant, ein Ingenieur und 20 Matrosen verletzt.

*

Wanderzirkus Hagenbeck zusammengebrochen. Wie aus Cattania gemeldet wird, ist der deutsche Wanderzirkus Hagenbeck zusammengebrochen. Die Lohnzahlung an das Personal wurde eingestellt. Die Angehörigen des Zirkuspersonals sind in einem Schlafwagen untergebracht worden und werden durch ihre Landsleute in Cattania mit den notwendigen Lebensmitteln unterstützt. Die Gläubiger des Zirkus haben eine Pfändung und Versteigerung des Tierparks durchgesetzt, die durch den Tierschutzverein durchgeführt wird.

*

Die radikale ukrainische Bauernpartei aufgelöst. Durch eine Verordnung des Lemberger Wojewoden ist die radikale ukrainische Bauernpartei „Selrob-Jedność" verboten und aufgelöst worden. Zugleich mit der Bekanntgabe der Verordnung wurden in sämtlichen Städten und Ortschaften Ostgaliziens in den Lokalen der Partei und in den Redaktionen ihrer Blätter Haussuchungen vorgenommen, bei denen die gesamte Korrespondenz der Partei beschlagnahmt wurde. 25 bekannte Führer der Partei, darunter mehrere frühere Abgeordnete, sind verhaftet worden. Die Druckereien der Partei wurden unter Siegel gesetzt, so daß die Blätter nicht mehr erscheinen können.

*

Russisches U-Boot gesunken. Wie man jetzt erst erfährt, ist ein russisches Unterseeboot im Finnischen Meerbusen von dem dänischen Dampfer Peter Marck gerammt worden und mit seiner Besatzung von 35 Mann sofort gesunken. Das dänische Schiff wurde beschädigt und mußte nach Leningrad zurückkehren, wo es repariert wird. Das Unglück wurde bisher von den russischen Behörden streng geheim gehalten.

*

Aufstand in der Mandschurei. In der ganzen Mandschurei ist ein Aufstand gegen die von den Japanern eingesetzte und bevormundete „autonome" Regierung dieses Gebietes ausgebrochen. Die Gegend zwischen Mandschuria und Hailar ist im Kriegszustand. Die wichtigsten Verkehrs- und Telegraphenlinien sind in den Händen der Aufständischen. Die Nachrichten fließen daher sehr spärlich. Ueber Charbin ist bekannt geworden, daß die Aufständischen überall die Fahne des Mandschureistaates eingeholt hätten. Die Regierungsgebäude und Kasernen seien in Trümmer geschossen worden. Das Zollgebäude in Mandschuria sei von Aufständischen geplündert und mehrere der japanischen Beamten getötet worden. In Mandschuria hätten sich schwere Straßenkämpfe zwischen Aufständischen und regierungstreuen Truppen abgespielt. In Hailar soll es den Regierungstruppen gelungen sein, die revoltierenden Soldaten niederzuringen und zu vertreiben. Die Aufständischentruppen setzen sich nicht aus revoltierenden chinesischen Banden zusammen, sondern sind Soldaten des in die Dienste der Mandschurei-Regierung übergegangenen Generals Su-Ping-Wen, die seit längerer Zeit keinen Sold erhielten.

*

Wolkenbruch verursacht Zugskatastrophe. Ein schwerer Wolkenbruch hat in der Nähe von Los Angeles furchtbare Verwüstungen angerichtet. Eine zehn Meter hohe Wasserwelle hat 15 Brücken mitgenommen und die Eisenbahnstrecke auf Kilometer hin zerstört. Ein Güterzug und die Lokomotive verunglückten auf einem vom Wasser unterspülten Bahndamm und stürzten in eine Schlucht. Bis jetzt sind 30 Todesopfer dieses Unglücks zu verzeichnen, meistens blinde Passagiere, die sich von dem Güterzug mitnehmen ließen.

Feuerwehr gegen Hornissen. Die Altonaer Feuerwehr hatte kürzlich einen nicht alltäglichen schweren Kampf zu bestehen. Im Jenisch-Park hatte sich ein größerer Hornissenschwarm in einen hohlen Baum eingenistet. Nachdem mehrere Einwohner durch Stiche gefährlich verletzt worden waren, wurde die Feuerwehr alarmiert, die das Nest erst nach vierstündigem Kampf vernichten konnte. Bekanntlich genügen drei bis vier Hornissenstiche, um einen Menschen zu töten. Ein Hund, der dem Baum zu nahe gekommen war, wurde durch einen Stich bereits völlig gelähmt. Eine Frau, die kurz darauf gestochen wurde, zeigte gleichfalls schwere Lähmungserscheinungen. Die Feuerwehr ging mit Feuerschutzanzügen und Rauchhelmen gegen das in vier Meter Höhe befindliche Nest vor. Auf einer hohen Stange wurde ein Twistbausch befestigt, der mit Benzol getränkt war. Als man mit der Brandfackel in die unmittelbare Nähe des Nestes kam, stürzten die Hornissen in großen Schwärmen in die Flamme, um gleich darauf völlig verkohlt zur Erde zu fallen. Der von den Hornissen bewohnte Teil des Baumes wurde schließlich abgesägt.

*

Große Ueberschwemmungen an der Riviera. An der französischen Riviera haben Ueberschwemmungen furchtbare Verheerungen angerichtet. Namentlich die Gegend von Frejus und St. Maxime hat schwer gelitten. In den frühen Morgenstunden kurz nach 6 Uhr ging eine Wasserhose, begleitet von einer Art Sturmflut, über die Küste nieder. In kaum zehn Minuten waren die tiefer gelegenen Orte am Meeresstrande bis zu drei Meter unter Wasser gesetzt. Die neue Siedlung in Frejus, die auf niederem Schwemmgelände erbaut ist, ist völlig zerstört worden. Nur einige Dächer ragen noch aus der Flut hervor. In einem Haus wurde eine Frau gerettet, die mit ihren vier Kindern nicht mehr rechtzeitig hatte fliehen können. Die Mutter war auf den Tisch der Schlafstube gestiegen und hielt ihre vier Kinder mit verzweifelter Kraft in die Höhe, da das Wasser ihr bereits bis an die Achselhöhle gestiegen war. Die große Eisenbahnlinie und die Autostraße von Toulon nach Nizza und Cannes sind an verschiedenen Stellen kilometerweit überschwemmt. Hinter Nizza, im Tal des Var, steht die Eisenbahnlinie auf einer Strecke von etwa drei Kilometern unter Wasser. Im Hafen von Golf Juan ist der Hafenkai zum Teil eingestürzt. Die Fundamente des Leuchtturms haben dadurch leicht nachgegeben, und der Turm ist in eine bedrohlich schiefe Lage geraten. Auf dem Bahnhof von St. Maxime wurden Güterwagen von den reißenden Fluten davongeschwemmt.

Einladung.

Am Samstag, den 15. und Sonntag, den 16. Oktober d. Js. wird im neuen großen Saal des Deutschen Hauses in Stanislau eine

„Jahrhundertfeier"

veranstaltet, zu der jeder Volksgenosse **von nah und fern** herzlichst eingeladen ist. Damit verbunden am **Samstag, den 15. Oktober,** 3 Uhr nachm. die **Einweihungsfeier** des Deutschen Volkshauses. 8 Uhr abds.

Begrüßungsabend

mit Josef Haydns Oratorium „Die Jahreszeiten". Dirigent: Herr Willy Schramm.

Sonntag, den 16. Oktober, nachm.

Volksfest

auf dem Spielplatz des Deutschen Hauses (Spiele, Belustigungen, turnerische Vorführungen, Volkstänze in altheimatlichen Trachten).

8 Uhr abends **Festabend** mit **Ansprachen** und **Historischem Festzug** auf der großen Bühne.

Anmeldungen auswärtiger Gäste sind der Freiquartiere wegen bis zum 10. Oktober zu richten an H. Alfred Hargesheimer, Stanislawow, Szydłowskiego 3.

Gruppen von wenigstens 15 Personen können durch Eingabe bei der zuständigen Bahndirektion von einem gemeinsamen Reiseort aus eine 33⅓% Fahrpreisermäßigung als zum Besuch einer kulturell-bildenden Veranstaltung erhalten. (Taryfa osob. Część 2, rozdział E. I. a).

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.